

Sven Müller

# Galizien und die Bukowina

Eine Reise in die Ukraine  
September 2008



© Sven Müller, Berlin  
Dezember 2008

# INHALT

Der letzte Tag des Sommers .....	3
Czernowitz – Mythos eines Sehnsuchtsortes .....	11
Die Rechtfertigung des göttlichen Gerichts .....	17
Waschkoutz im Tal des Tscheremosch.....	20
Eine ukrainische Lesung im Deutschen Haus .....	28
Kolomea und die wilden Tänze der Huzulen .....	31
Sadhora – eine Fremdenführerin im Bademantel .....	35
Kamjanez Podilskyj – Ausflug nach Podolien.....	40
Patron der Armen Seelen.....	44
Lemberg wandert westwärts .....	47
Nekropolis Lychakivski.....	52
Stanislau – moje misto.....	54
Morgens wie ein Bettelmann.....	69
Die Friedhofsengel von Drohobytsch .....	72
Unterwegs durch Transkarpatien .....	77
Ungarisch Burg – Ungwar – Uschhorod.....	82
Schengen beginnt in Oberdeutschendorf .....	87

*„Am 15. August 1914 ritt die Kavallerie allenthalben los. Mit selbstverständlichem Elan jagten die Patrouillen und Nachrichtendetachements in den sarmatischen Sommermorgen hinein; in prachtvoller Geschlossenheit folgten die großen Geschwader.“*

## Der letzte Tag des Sommers

Eigentlich ist am zweiten Sonntag im September vom Sommer nicht mehr viel zu erwarten. In diesem Jahr verabschiedet er sich im europäischen Osten aber nur langsam. Als der Zug aus Warschau am späten Abend, es ist längst dunkel, in Prömsel (Przemyśl) einfährt, zeigt das Thermometer noch 35 Grad. Nach einer vierzehnstündigen Zugfahrt ist an Schlafen erst einmal nicht zu denken, also unternehme ich noch einen ziellosen Spaziergang durch die alte habsburgische Festungsstadt. Die Kneipen am Ringplatz sind gut besucht, in der Fußgängerzone herrscht noch reger Betrieb. Oberhalb der Stadt, hinter dem Kino, dort wo die römisch- und die griechisch-katholische Kirche sowie die Residenz des Bischofs liegen, begegne ich jedoch keiner Menschenseele mehr. Das fahle Licht der Laternen verdeckt gnädig die Patina der alten Fassaden. Allmählich wird es auch auf dem Marktplatz ruhiger. Wie eine große Nebelschwade senkt sich die Stille vom Schlossberg aus auf die Stadt hinunter und erreicht nach Mitternacht sogar den Bahnhofsvorplatz. In meinem von der Hitze des Tages aufgeheizten Hotelzimmer angekommen, öffne ich das Fenster. Prömsel ist die erste Etappe auf meinem Weg in die Ukraine.

Der Frühstücksraum des Hotels „Europejski“ lädt nicht gerade zum Verweilen ein. Das Frühstück ist rationiert, eine zweite Tasse Kaffee muss zusätzlich bezahlt werden. Ein älterer Herr, der mich in jeder Hinsicht an den Wiener Schauspieler Peter Weck erinnert, hilft mir weiter, als der ungelernete Kellner auf mein Unverständnis für den polnischen Ausdruck „löslich“ („rozpuszczalny“) mit Hilflosigkeit reagiert. Vorsichtshalber bestelle ich einen türkischen Kaffee. Ich habe ohnehin nie verstanden, weshalb Instant-Kaffee in manchen Gegenden der Welt als besonders edel

zu gelten scheint. Vielleicht ist der Herr tatsächlich Schauspieler, auf jeden Fall wohnt er schon lange in Paris, hat aber seine Kindheit in Prömsel verlebt. Das muss in den frühen sechziger Jahren gewesen sein. Das Elternhaus unterhält er noch und kommt deshalb ein paar Mal im Jahr nach Polen zurück. Am Nachbartisch übersetzt eine alte Dame ihrem Sohn die Speisekarte ins Amerikanische. Auch sie lebt im Exil und brachte nun ihren Sohn mit, um ihm die Stadt ihrer Jugend zu zeigen. Schon beim Frühstück an meinem ersten Urlaubstag deutet sich so das große Thema der Reise an: Die Vergangenheit.

Weil die Russen unter Brussilow am 2. Oktober 1914 aus der Festung Przemyśl abmarschierten, begann der Vormarsch schon am 4. Oktober. Am 5. Oktober rückte die zweite Armee gegen den Raum südlich von Przemyśl vor.

Prömsel, einst mitten in Galizien gelegen, hat seit dem Beitritt Polens zum Übereinkommen von Schengen seine alte Rolle als Festungsstadt zurückerhalten. Konnte man lange Zeit beobachten, wie Mittel- und Osteuropa hier aufeinander trafen, hat der kleine Grenzverkehr, der sich vor allem in einem beeindruckenden Markttreiben hinter dem Bahnhof bemerkbar machte, nunmehr erheblich abgenommen. Der größte Teil des Marktes ist einem geordneten Einkaufszentrum mit Parkplatz gewichen. Nur noch wenige Ukrainer stehen am Busbahnhof. Am Vormittag besteige ich hier den Bus, der mich in neun Stunden nach Czernowitz (Tschernivtsi) in der Bukowina bringen soll. Entgegen meinen Befürchtungen sind noch reichlich Plätze vorhanden. Unverkennbar ist die ukrainische Herkunft des Vehikels: Schmutzige, ursprünglich bordeauxfarbene Vorhänge, zahlreiche kaputte Sitze, verschmierte Fenster und wackelige Gepäckhalter. Der Fahrer fragte mich etwas Unverständliches, das mir von einer direkt hinter ihm sitzenden, recht knapp bekleideten Dame augenzwinkernd

recht knapp bekleideten Dame augenzwinkernd übersetzt wird. Ob ich wohl auf dem Weg sei, mir eine ukrainische Frau zu suchen, wolle er wissen. Meine Verneinung glaubt mir niemand im Bus, es wird allgemein höflich gelächelt. Mit gerade einmal zehn Passagieren steuern wir auf die Abfertigungsanlagen an der nahe gelegenen Grenze zu. Die beiden freundlichen Frauen, die zunächst in der Sitzreihe unmittelbar vor mir Platz nehmen, können sich nicht darauf einigen, wo das umfangreiche Gepäck zu verstauen ist und wirken ausgesprochen nervös. Eine von ihnen bietet mir klebrige Pfefferminzbonbons an, während sie zum dritten Mal den Platz wechselt.

Die lange Fahrzeugschlange vor der Grenze lässt nichts Gutes ahnen, aber der Busfahrer steuert zielsicher daran vorbei. Kurz darauf stehen wir unmittelbar vor der Schranke. Eine dreiviertel Stunde lang passiert gar nichts. Ein in Lumpen gekleideter Mann stapft um den Bus herum und speißt mit einer kaputten, nur noch aus zwei Zacken bestehenden Forke, herumliegendes Altmetall auf. Selbst die Blechverschlüsse von Getränkeflaschen füllt er in einen verschlissenen Sack. Der polnische Grenzbeamte betritt den Bus und sammelt sämtliche Pässe ein, verschwindet damit und gibt sie zwanzig Minuten später wieder zurück. Die Ukraine verlangt, dass wir aussteigen, lässt uns einzeln vor das Fenster eines Kontrollhäuschens treten, während der Bus ein paar Meter weiterfährt. Das Einreiseformular habe ich falsch ausgefüllt, nämlich nur unter der Rubrik „Einreise“, weil ich glaubte, die Rubrik „Ausreise“ fülle ich aus, wenn ich das Land verlasse. Tatsächlich müssen beide Teile jedoch schon bei der Einreise ausgefüllt werden; der erste Teil wird abgetrennt und den zweiten Teil muss man bei der Ausreise an der Grenze abgeben. Nun gut, fülle ich diesen eben auch noch schnell aus. Die Angaben zur „Firma“ lasse ich frei, schließlich handelt es sich um eine Privatreise. Unsanft weist der korpulente, nach kaltem

Rauch riechende Kontrolleur mich darauf hin, dass hier das Hotel einzutragen ist. Auf die Schnelle denke ich mir eine Anschrift aus und trage sie in möglichst unleserlichen Blockbuchstaben in die vorgesehenen Felder ein. Als letzter betrete ich den Bus; der Fahrer spielt schon unruhig mit dem Gaspedal. Zweieinhalbe Stunden hat die Kontrolle insgesamt in Anspruch genommen; jetzt geht es endlich weiter.

Der Unterschied zu Polen fällt schon nach wenigen Metern unmittelbar ins Auge. Neu errichtete Kapellen am Straßenrand und Kreuze vor den Tankstellen. Die Dorfkirchen strahlen zwar in meist silbrigem Glanz, aber die Frauen, die auf den Feldern in Handarbeit Rüben ernten, die ärmlichen, von traditionellen Arbeitspferden gezogenen Zweispänner und nicht zuletzt der Zustand der Straßen erwecken den Eindruck, als bleibe für den ganz profanen Alltag kein Glanz mehr übrig. Die Landschaft besteht im Wesentlichen aus riesigen Brachflächen. Nur vereinzelte Äcker – schmal wie Handtücher – werden bestellt. Verwildert sind auch die Dörfer, in denen die alten, geschleiften Denkmale entweder von Gestrüpp überwuchert werden oder durch neue Erinnerungsstätten ersetzt wurden. Sie widmen sich nun der Unabhängigkeit der Ukraine oder stellen völlig zeitlose Figuren dar, eine junge Frau, die einen Schwan füttert, beispielsweise. Ein Plakat warnt vor winterlichen Straßenverhältnissen; am Rand der staubigen Landstraße haben Bauern Melonen zum Verkauf aufgestapelt. Immer wieder winken Verkehrspolizisten Fahrzeuge heran und verlangen von den Fahrern die Dokumente. Die Herren arbeiten für die „staatliche Autoinspektion“, die sich mit dem hübschen Akronym „DAI“ abkürzt. Im Ukrainischen bedeutet dies schlicht: „Gib!“. Frauen tragen übervolle Plastiktaschen von einem Dorf ins andere, schwere Lastwagen hüllen sie regelmäßig in eine Staubwolke. Nach der beendeten Kartoffelernte brennt das trockene Kraut an jedem Feldrain. Beißender

Rauch dringt auch in den Bus. Allmählich tauchen die Vorstadtsiedlungen von Lemberg (Lwiw) auf, hinter der Stadt werden die Brachflächen seltener; große Kolchosfelder verdrängen die Disteln, die Hundskamille und die vertrockneten Beifußstauden. Die Skelette des Bärenklaus ragen gleich massenhaft aus einigen Feldern heraus. Mit einer dünnen Gerte treibt eine Bäuerin im Regencap eine kleine Rinderherde über die Straße und bringt den Bus für einen Augenblick zum Stehen. Die feuchte Mittagshitze ist bereits den ersten Schauern gewichen. Der Dunst dieses wohl letzten sommerlichen Tages verbindet sich mit dem Rauch des brennenden Kartoffelkrauts zu einem grauen Schleier. Riesige Kürbisse liegen in jedem Garten auf einem Haufen – möge der Nachbar doch vor Neid erblassen. Allmählich sind die beiden Frauen zur Ruhe gekommen, bitten mich aber nun alle fünf Minuten, die Deckenluke entweder zu öffnen oder wieder zu schließen. Die übrigen Fahrgäste liegen quer auf den Sitzen und schlafen, haben die klebrigen Vorhänge vor die Fenster gezogen. An die Schlaglöcher sind sie längst gewöhnt, während mich das ständige Rütteln sogar am Lesen hindert.

Auf den Ortsschildern lese ich die Namen der Städte, durch die wir fahren: Horodok, Rohatin, Burschtin. Vertraut klingen sie, obwohl mir das Land doch so fremd ist. Ein halbes Jahr lang habe ich viele Abende in der Berliner Staatsbibliothek zugebracht, um herauszufinden, an welchen Schauplätzen des Ersten Weltkrieges das Regiment meines Großvaters eingesetzt war. Die aktuellen Ortsnamen waren dank dem Internet leicht zu ermitteln. Im Rahmen dieser Recherche stieß ich immer wieder auf Webseiten ehemaliger Bewohner dieser Gegend – oder ihrer Nachkommen. Sie hielten persönliche Anekdoten, Geschichten ihrer Familien oder auch ganze Abhandlungen über den historischen und meist dramatischen Werdegang der Städte und Regionen fest. Galizien, die Bukowina und Transkarpatien – oder

besser gesagt: deren Vergangenheit – fügte sich zu einem abwechslungsreichen Bild zusammen, je länger meine Recherchen andauerten. Wie mag es heute aussehen, nach zwei Weltkriegen, Jahrzehnten kommunistischer Diktatur und dem neuen Völkerfrühling am Ende des letzten Jahrhunderts? Was erwartet mich in der Landschaft, in der mein Großvater, der k.u.k. Dragonerkorporal Johann Nepomuk Franz Holdschick, zwei Jahre lang stationiert war und später zwei weitere Jahre lang auf Pferderücken den Ersten Weltkrieg mitgestaltete?

Am 17. August 1914 mühte sich die durch eine Brigade der 8. Kavalleriedivision verstärkte 5. Honvéd-Division vergebens, im Fußgefecht und auch durch Attacken zu Pferde, die zweite Kosakendivision aus den drahtumzäunten Verschanzungen von Gorodok zu werfen. Zu Tode ermatet in Statanów lagernd, wurde sie in der Nacht darauf noch die Beute einer Panik.

Burschtin jedenfalls besteht aus Gärten und Bäumen, könnte man vom Busfenster aus meinen. Die kleinen, windschiefen Holzhäuser verschwinden hinter den wuchtigen, ungepflegten Obstbäumen. Dunkel muss es in ihrem Innern sein. Dahlien und Tagetes zieren die Vorgärten. Im Zentrum der Stadt sind die Überreste realsozialistischer Architektur nicht zu übersehen. Stahlgerippe ragen aus dem Boden, Betonkolosse verfallen und der verwilderte Bewuchs um sie herum verleiht ihnen die romantische Wirkung mittelalterlicher Burgen. Der Rost auf den Metallträgern, mit Hilfe derer die einzelnen Platten der Wohnhäuser zusammengehalten werden, bewirkt gar den Schein einer Fachwerkarchitektur. Aus dem Stausee, der sich hinter Burschtin bis zu einem riesigen Kraftwerk hinzieht, ragen Rohre heraus ins Nichts. Das Werk ist zwar in Betrieb, sieht jedoch so aus, als wäre es bereits seit Jahrzehnten dem Verfall

preisgegeben. Auf den Trümmern der Industrieanlage rauchen uniformierte Soldaten Zigaretten. Lange Güterzüge transportieren Kohle bis vor den Ofen. Ein Mosaik zeigt die glückliche Arbeiterin vor einem Zahnrad, dahinter geht die Sonne über dem Vaterland auf. Inmitten dieser Tristesse hat ein Bahnwärter sein Häuschen, das von der Straße auf der einen und den Bahnschienen auf der anderen Seite bedrängt wird, liebevoll mit Blumen bepflanzt und jede Fensterbank in einen botanischen Garten verwandelt. Landwirtschaft ist wieder rar geworden; die Steppe wird von kahlen, langgezogenen Hügeln begrenzt. Kurz vor einer dieser Erhebungen überqueren wir den Dnister und legen in Haljtsch eine Pause ein. In einem winzigen Imbiss kaufen die meisten eine Tüte Kartoffelchips, für ein richtiges Essen bleibt keine Zeit. Die Toiletten hinter dem Gebäude befinden sich in einem erbärmlichen Zustand. Wie alle öffentlichen und Außentoiletten in der Ukraine bestehen sie nur aus einem Loch im Boden und zwei Fußritten zum Hin- und Rückgehen. Die Weise ihrer Benutzung wird mir auf ewig ein Geheimnis bleiben. Vor dem Bus, der am Straßenrand geparkt hat, lässt sich eine Kuh nieder, gegenüber, am Verkehrskreisel, wirbt ein riesiges Plakat für Präsident Juschtschenko und die Unabhängigkeit der Ukraine.

26. August 1914: Am Südflügel des XII. Korps wick die 8. Kavalleriedivision vor der Reiterei Brussilows gegen Rohatyn, wobei ihr der Feind nicht unbeträchtlich zusetzte.

Während der Weiterfahrt gerät der Bus in eine Unwetterfront, kommt nur langsam voran und scheint dem Wolkenbruch südwärts zu folgen. Ein Gewitter war für diesen Tag zu erwarten, nicht aber, dass der Himmel derart großzügig seine Schleusen öffnen würde. Ein Glück, denke ich, dass ich in diesem Moment im Trockenen bin. Kaum habe ich

diesen Gedanken gefasst, ergießt sich auch schon ein Wasserschwall aus der Gepäckablage direkt auf mich, ein zweiter stürzt aus der Belüftungsanlage, die ohnehin nicht funktioniert, auf meinen Rucksack und schließlich rinnen dicke Tropfen aus den Lampen. Im Nu ist der ganze Bus durchnässt, das Gepäck, die Fahrgäste, die verschlissenen Polstersitze. Merkwürdigerweise regt dies niemanden sonderlich auf. Die übrigen Fahrgäste weichen den Wasserströmen mehr oder weniger geschickt aus. Ein oft geübtes Manöver, habe ich den Eindruck. Als der Regen allmählich aufhört, verschwindet die Frau, die mir die Pfefferminzbonbons zugesteckt hatte, ganz hinten im Bus, um zu rauchen. Der Busfahrer sehe es ja nicht, zwinkert sie mir zu, als sie die Kippe an der Scheibe ausdrückt. Sie sorgt sich sehr um mich, ich esse ja gar nichts.

Langsam tropft das Kondenswasser wieder von den Scheiben und zum Vorschein gelangen recht aufgeräumte, ländliche Siedlungen, fest gemauerte Häuser und gepflegte Nutzgärten. Die Nachlässigkeit Galiziens, hieß es schon vor über hundert Jahren, sei der Bukowina fremd. Es scheint, als habe sich diese Fremdheit erhalten. In Czernowitz erreiche ich mühelos den Trolleybus Nr. 3, der den kleinen Busbahnhof am Ufer des Pruth mit dem Bahnhof, der Innenstadt und dem eigentlichen Busbahnhof am anderen Ende der Stadt verbindet. Das Hotel „Bukowina“ hat eine eigene Haltestelle; es überrascht mich durch ein ausgesprochen komfortables Zimmer mit bestens funktionierender Dusche. Das zeitweilige Brummen des gigantischen Kühlschranks der Marke „Nord“, von der Rezeption als „Minibar“ bezeichnet, nehme ich schon nicht mehr wahr. Nach zwei vollen Reisetagen bin ich derart erschöpft, dass ich sofort einschlafe, während ein warmer Sommerregen auf das Blechdach unter meinem Fenster fällt.

## **Czernowitz – Mythos eines Sehnsuchtsortes**

Mein erster Tag in Czernowitz beginnt mit einem ausgedehnten Frühstück. Nachdem sich die eidgenössische Reisegruppe tumultartig am Buffet abgearbeitet hat, sorgen die Hotelangestellten für Nachschub: Eier, Wurst, Fleischkuchen, Käse, Salate, Omelett, Gebäck, Fisch, Dessertspeisen, Tomaten, Müesli, frischer Espresso, Kefir und fünf Sorten Saft, darunter ein äußerst wohlschmeckender Birken-saft, dessen Herstellung mich schon interessieren würde. Ein solches Angebot hatte ich nun wirklich nicht erwartet und mache ausführlich davon Gebrauch. Ich setze mich zu einem älteren Herrn an den Tisch. Er sieht aus, als hätte er etwas zu erzählen. Kurz nach seiner Pensionierung habe er jetzt beschlossen, für dreieinhalb Wochen durch die Bukowina zu reisen und seine Frau zu Hause in Düsseldorf zu lassen. Es tut ihm sichtlich gut. Begeistert berichtet er von der Anreise aus dem rumänischen Teil der Region, als ihn der Fahrer in das Brauchtum der Bestechung von Grenzbeamten einweihte. Er gibt mir noch Tipps für meinen Ausflug nach Waschkoutz (Waschkowtsi) und überlässt mir, da er heute ohnehin abreist, seinen Stadtplan von Czernowitz. Das nächste Ziel seiner Reise liege wieder in Rumänien, erzählt er ganz nebenbei: Babadag. Damit ist klar, dass wir beide denselben Lieblingsschriftsteller haben. Andrzej Stasiuk. Wir freuen uns über diese Gemeinsamkeit. Vor Jahren einmal reiste ich selbst an einen Ort, der gleichzeitig Titel einer seiner Erzählungen war, nach Dukla. „Unterwegs nach Babadag“ hat mich nicht minder gefesselt. Um den völlig unbedeutenden rumänischen Ort Babadag geht es darin aber eigentlich gar nicht, den kennt Stasiuk nur als Durchreisender, vielmehr um das Unterwegessein in den abseitigsten Gegenden Ost- und Südosteuropas mit ihren schäbigen Busbahnhöfen, rostigen Lagerhallen, widersinnigen Grenzkontrollen, verkommenen Taxifahrern und abenteuerlichen Straßen, die durch Albanien, Moldawien, Ru-

mänien, die Ukraine, Ungarn oder die Slowakei führen. In Orten wie Babadag, nicht in Wien oder Krakau, liegt für Stasiuk der Kern Europas.

Die Hauptstraße, an der sich auch das Hotel befindet, führt quer durch die Stadt. Zu den wichtigsten Sehenswürdigkeiten ist es nicht weit. Von dem hohen Turm des blau verputzten Rathauses am Zentralplatz weht die ukrainische Fahne. Vor dem Theater stand einst ein Denkmal Friedrich Schillers. Heute wird an derselben Stelle an die Dichterin Olga Kobylanska, eine Klassikerin der ukrainischen Literatur, erinnert. Sie engagierte sich in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts im „Verein der ruthenischen Frauen der Bukowina“, schrieb über einprägsame Frauenfiguren und die nationale Bewusstwerdung der ukrainischen Intelligenz. Ein Museum ist ihr gewidmet und die prächtige alte Herrengasse trägt heute ihren Namen. Leider ist diese fast auf der gesamten Länge komplett aufgerissen. Werden in der Ukraine Rohre oder Leitungen verlegt, genügt es nie, einfach nur eine schmale Furche zu öffnen. Vielmehr werden der gesamte Straßenbelag entfernt und mit schwerem Gerät tiefe Gräben, die fast die gesamte Straßenbreite einnehmen, gezogen. Fußgänger suchen sich zwischen Baggern, Schlammlöchern und aufgehäuften Pflastersteinen ihren Weg.

Die Bukowina, das ist eine Region, nach der sich die Sehnsucht am Bücherregal entwickelt. Literaturstadt Czernowitz, Rose Ausländer, Paul Celan. Von letzterem stammt ein Zitat, das in keiner Beschreibung der goldenen, habsburgischen Jahre fehlt: Die Bukowina sei „eine Gegend, in der einmal Menschen und Bücher lebten“. Unverzichtbar für eine Stadtbeschreibung ist auch der Verweis auf die enorme Vielfalt der Völker und Religionen, die hier einst den Alltag prägten: „Jerusalem am Pruth“, „Alexandrien Europas“, „das kleine Wien“. Ursprünglich war die Bukowina

über Jahrhunderte Teil des osmanischen Fürstentums Moldau, gelangte jedoch im achtzehnten Jahrhundert unter habsburgische Herrschaft. Wohnten hier zunächst vor allem Rumänen, siedelten während der österreichischen Zeit galizische Ukrainer, Juden, Polen, Armenier und Ungarn und brachten die durch und durch bürgerliche Stadt bis zur vorletzten Jahrhundertwende zu einer kulturellen Blüte. Mit dem Ersten Weltkrieg begann der lange Niedergang: Die Bukowina fiel 1918 an Rumänien. Noch lebten in Czernowitz zu dieser Zeit etwa 40.000 Deutsche und Juden. Der rumänische Faschismus, der deutsche Nationalsozialismus und schließlich der sowjetische Stalinismus beendeten die kulturelle Vielfalt auf brutale Weise. Das ehemalige Kronland wurde nach dem Zweiten Weltkrieg zwischen der Sowjetunion und Rumänien aufgeteilt. Czernowitz lag bis 1991 in der Ukrainischen Sowjetrepublik. Das zwanzigste Jahrhundert brachte einen fast vollständigen Austausch der Bevölkerung mit sich. Mittlerweile ist von Vielfalt nichts mehr zu spüren. 80% der Czernowitzer sind heute Ukrainer; 12% Russen. Mit der Unabhängigkeit der Ukraine begann aber eine Wiederentdeckung der Geschichte und Kultur der Stadt – sowohl in den deutschsprachigen Ländern, als auch in Czernowitz selbst. Czernowitz und die fast vergessene Landschaft der Bukowina rückte wieder in das Bewusstsein.

Wer sich Czernowitz allerdings als Sehnsuchtsort bewahren möchte, sollte die Stadt lediglich erlesen, nicht erlaufen. Mit der Vergangenheit im Hinterkopf, aus der sich meine Reisevorbereitung vor allem speiste, empfinde ich die Realität doch als sehr enttäuschend. Gewiss, die prunkvollen Gebäude sind zum großen Teil noch vorhanden und sogar renoviert. Aber dennoch: Das Leben ist über sie hinweggegangen.

Vielleicht benötige ich auch einfach ein paar Tage der Eingewöhnung, um schätzen zu lernen, was noch übrig geblieben ist. Denn tatsächlich handelt es sich dabei um mehr, als nur um Spuren. Czernowitz feiert in diesem Jahr sein 600jähriges Bestehen und wagt die Nominierung des architektonischen Ensembles für die Liste des UNESCO-Weltkulturerbes. Die vielen Gotteshäuser sind gewiss kein unbedeutender Bestandteil dieses Ensembles: In der Beethovenstraße befindet sich die Kreuzerhöhungskirche, die früher den katholischen Deutschen und Polen zur Verfügung stand. Noch heute feiern die wenigen Polen in der Stadt hier ihre Heiligen Messen. In unmittelbarer Nachbarschaft liegt die orthodoxe Kirche der Heiligen Paraskewa, in der im Jahre 1864 der ukrainischen Nationaldichter Taras Schewtschenko der Ewigkeit anempfohlen wurde. Die neogotische armenische Peter-und-Paul-Kathedrale dient heute als Orgelsaal der Philharmonie; eine rumänische Kirche findet sich ebenso in der Stadt wie eine – natürlich bescheidene – lutherische Gemeinde. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg erst wurde die Nikolauskathedrale in Anlehnung an eine der wichtigsten sakralen Kreuzkuppelbauten Rumäniens errichtet. Vor der griechisch-katholischen Mariä-Entschlafens-Kirche ist ein Denkmal zu sehen, das zwei ineinandergreifende Hände zeigt. Es wurde 1996 anlässlich des vierhundertjährigen Jubiläums der Kirchenunion errichtet und ähnelt ein wenig dem Emblem der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Anders als die Partei steht es aber für einen Brückenschlag zwischen Ost und West. Höhepunkt der christlichen sakralen Orte ist zweifellos die strahlend helle orthodoxe Heiliggeist-Kathedrale, vor der einige Roma um Almosen betteln. Seit der Unabhängigkeit des Landes hat sich die jüdische Gemeinde durch Tod und Abwanderung enorm verkleinert. Der große, im maurischen Stil erbaute Tempel in der Innenstadt wurde in der Sowjetzeit zu einem Kino umgebaut, das noch heute betrieben wird – die Kinogoge. Nur noch die kleine Bejamin-

Synagoge aus den zwanziger Jahren dient als Gotteshaus. Als ich sie aufsuche, wühlt ein alter Mann in einem Müllcontainer, der auf der anderen Straßenseite steht. Eine ärmlich gekleidete Frau knurrt ihn an; gemeinsam gehen sie durch das Hoftor in die Synagoge. Die Situation bringt mich in Verlegenheit; ich wage es nicht, ebenfalls hineinzugehen und beschließe, zu einem späteren Zeitpunkt ein Foto aufzunehmen.

Das architektonische Meisterwerk des alten Czernowitz beherbergt heute die staatliche Universität. Erbaut wurde der Komplex im eklektischen Stil als Residenz der orthodoxen Metropoliten der Bukowina und Dalmatiens. Motive der byzantinischen Architektur wechseln mit jenen der Romanik – auch hier wirkte sich die Brückenlage am Ostrand des Habsburgerreichs aus. Vor dem Backsteinensemble befindet sich ein kleiner Garten mit gestutzten Eiben, Wacholdern und Ligusterhecken; dahinter erstreckt sich ein dendrologischer, mit allerlei exotischen Gehölzen bestandener Landschaftsgarten. Problemlos besteh ich den prüfenden Blick des Pförtners und staune über das prächtige Innere der Universität. Das Parkett des blauen und des Marmorsaals im Hauptgebäude wird gerade gereinigt, so dass eine kurze Besichtigung möglich ist: Reichlich mit Mosaiken verzierte Holzdecken, übereinander gebaute Arkaden, Wände aus edlem Marmor, ein pompöser Kronleuchter und vor allem ein Balkon mit Aussicht. Vorlesungen finden hier freilich nicht statt. Aber auch in den Hörsälen scheint sich lange schon nichts mehr geändert zu haben. Die hölzernen, festgefügteten Sitze sind auf das Pult im Zentrum des Raumes ausgerichtet. Einen Blick darauf zu werfen, bedarf allerdings einiger Mühe, muss ich mich doch entgegen der zur Mittagszeit üblichen Bewegung der meisten Studenten durch die Gänge quetschen. Wie jung sie alle sind! Die Frauen kleiden sich, als wollten sie von der Uni geradewegs in die Disko gehen, während die Jungs

entweder mit brav gescheiteltem Haar und in Nadelstreifen oder mit extrem kurzen Haaren, Turnschuhen und Jogginghosen daherkommen. In einem düsteren, dem Garten zugewandten Durchgangsflügel des Haupttraktes hat sich die Filiale der überall in der Stadt präsenten „Privatbank“ niedergelassen. Ausgerechnet hier wird offenbar an der Beleuchtung gespart. Das Hauptgeschäft scheint nicht etwa darin zu bestehen, die Girokonten der Studenten zu führen, sondern vielmehr, ukrainische Hriwnia in Euro oder Dollar einzutauschen. Es bleibt mir rätselhaft, wozu dies geschieht, hat sich doch der Wechselkurs zum Euro schon lange nicht mehr verändert.

Mehr noch, als an Kirchen und Synagogen lässt sich das Zusammentreffen von Ost und West und das Nebeneinander verschiedener Völker, Bekenntnisse und Kulturen in Czernowitz an einem ganz besonderen Phänomen ablesen, das es so nur hier gibt: An den Volkshäusern der einzelnen Nationen, dem Ukrainischen Haus, dem Polnischen Haus, dem Deutschen Haus, dem Jüdischen Haus und dem Rumänischen Haus. Sie entstanden im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert als Treffpunkte für die Angehörigen der jeweiligen Nationen, die sich in den Jahrzehnten zuvor noch gar nicht über diese definiert hatten. Was aussieht wie ein friedliches Miteinander unterschiedlicher Völker dürfte wohl eher ein Instrument der Stärkung des nationalen Bewusstseins gewesen sein.

Ein kurzer Abschnitt der ehemaligen Herrengasse, dort wo das Deutsche und das Polnische Haus stehen, ist bereits fertiggestellt. Als seitliche Begrenzungslinien der als Fußgängerzone konzipierten Anlage dienen zwei schwarze Marmorstreifen, die sich über die gesamte Straßenlänge erstrecken. Auf ihnen ist der Name der Stadt in den „vier Sprachen der Bukowina“ wie in einer Endlosschleife eingraviert:

## Czernowitz – Czernewiec – Cernăuți – Чернівці

Wohl in keiner anderen Stadt der Welt achten Besucher mehr auf die Kanaldeckel, als in Czernowitz. Die alten, gusseisernen Kanaldeckel tragen entweder eine deutsche oder eine rumänische Aufschrift. Schächte mit Telefonleitungen werden noch von schweren Deckeln der rumänischen Post verschlossen, während die neuen, ukrainischen Abdeckungen bereits Rost angesetzt haben.

### **Die Rechtfertigung des göttlichen Gerichts**

„Herr Zwilling und Frau Zuckermann“ – der Dokumentarfilm von Volker Koepp aus dem Jahre 1999 ist ein Klassiker, wenn es um das heutige Czernowitz geht. Koepp porträtiert darin zwei der letzten, noch im alten Czernowitz geborenen Juden. Sie überlebten die Lager in Transnistrien und betrachteten sich noch immer standhaft als Österreicher. Jeden Abend besuchte Herr Zwilling die alte Frau Zuckermann. Beide sprachen deutsch miteinander, tauschten sich über die alten Zeiten aus. "Herr Zwilling, mein Ritter ohne Furcht und Tadel, kommt seit sechs Jahren zu mir ins Haus", sagte Frau Zuckermann, "und jeden Abend mit einer Hiobsbotschaft, und ich muss ihm einreden: Morgen wird es besser!" "Ich bin leider ein Pessimist, der fast immer recht hat." erwiderte Zwilling darauf. Wer den Film gesehen hat, wird diese beiden liebenswerten Alten nicht vergessen können. Genauso wie die typisch Koepp'schen Totalaufnahmen des riesigen jüdischen Friedhofs von Czernowitz, die den Hintergrund für eine Großaufnahme des traurigen Gesichts von Herrn Zwilling vor dem Grab seiner Ahnen abgaben. Diesen Friedhof zu besuchen ist das Wichtigste, das ich mir in Czernowitz zu tun vorgenommen habe. Der Abend meines ersten Tages ist für dieses Vorhaben genau richtig. Die nach den Gewittern der Nacht klare Luft ist noch

angenehm warm; Schönwetterwolken ziehen über den blauen Himmel und die tief stehende Sonne verzaubert bereits den Nachmittag mit ihren langen, spätsommerlichen Strahlen. Einen Friedhof muss man am Abend besuchen, keinesfalls am Vormittag!

Der jüdische Friedhof wurde erst in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts errichtet und umfasst heute noch etwa 50.000 Gräber. "Rechtfertigung des göttlichen Gerichts" steht in hebräischen Buchstaben auf der verfallenen Zeremonienhalle am Eingang. Seit seiner Gründung ist nichts verändert, in den letzten Jahrzehnten allerdings auch nicht mehr viel gepflegt worden. Unberührt, aber doch reichlich von Gestrüpp und Bäumen überwuchert, liegen die Gräber aus fast 150 Jahren aufgereiht auf einem Hügel über der Stadt. Die Vegetation ist teilweise so dicht, dass man die Grabsteine kaum erkennen kann; Wurzeln haben die Einfassungen gesprengt, der Efeu hat seine Fangarme unter die Marmorplatten gebohrt. Seit über zehn Jahren stehen die alten Friedhöfe der Stadt zwar unter Denkmalschutz, aber die privaten, oft internationalen Initiativen, die sich zu ihrer Erhaltung gegründet haben, kommen gegen den Urwald nur langsam voran. Eine Kippa trage ich nicht, hätte ich damit doch das Gefühl, vorzugeben, jemand zu sein, der ich nicht bin. Das Gebot, auf Friedhöfen und in Synagogen den Kopf zu bedecken, möchte ich aber dennoch nicht ignorieren, auch wenn es sich dabei sicher nicht um das strengste Gebot handelt. Als Kompromiss habe ich ein Stück Stoff dabei, das ich bei kaltem Wetter auch als Halstuch tragen kann. Umständlich ziehe ich es über den Kopf und sehe bestimmt albern damit aus, so wie ein kleines Kind, das sich als Pirat verkleidet. Das scheinen zumindest die beiden Bauarbeiter zu denken, die am Eingang des Friedhofs im Unterhemd auf einem Grabstein sitzen und Bier trinken.

Die Gräber sind das offene Geschichtsbuch der Stadt, zumal etwa die Hälfte der Einwohner einmal Juden waren, die Besichtigung des Friedhofs also durchaus ein recht repräsentativer Geschichtsspaziergang ist. Deutsche, hebräische, polnische, ukrainische, rumänische, russische Inschriften, viele wurden noch lange nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bestattet. Je jünger die Gräber, desto seltener werden sie. Auf wenigen Gräbern liegen Steine; häufiger sind Blumen oder künstliche Gebinde zu finden, wie sonst eigentlich nur auf christlichen Gräbern üblich.

Immer wieder verlasse ich den breiten Hauptweg, an dessen Rand sogar Laternen angebracht sind, um rechts und links davon durch die Reihen zu laufen. Zu Beginn führen noch Trampelpfade in das Dickicht, schnell werden sie schmaler und enden zumeist in dem undurchdringlichen Gestrüpp. Ich schlage mich durch den Urwald, vorbei an den Grabstätten von Subinspektoren, Magistratsoberräten, königlich-kaiserlichen Evidenzhaltungs-Obergeometern, an der des Direktors der ersten bukowinischen Bierbrauerei, an Kriegstoten und solchen, die im sibirischen Gulag umkamen. Die deutschen Namen sind in kyrillischen Buchstaben geschrieben, auf manchen Gedenksteinen stehen Inschriften in mehreren Sprachen gleichzeitig. Segnende Hände, Menora, Kanne und Schüssel, Davidstern. Auch Büsten der Verstorbenen und Portraits in edlem Marmor. Als ich aus einem dieser Hohlwege wieder zurückkomme, stehe ich unvermittelt vor zwei Frauen, einer Amerikanerin und einer Ukrainerin, die offensichtlich dolmetscht. Beide erschrecken ganz fürchterlich vor mir und beruhigen sich erst, als ich ihnen meine Harmlosigkeit versichere. Ein junger Mann gehört auch zu ihnen, läuft allerdings gerade selbst quer durch die Büsche. Ein bisschen argwöhnisch betrachtet er mich, als ich weitergehe. Neben den Bauarbeitern sind es die einzigen Menschen, die mir während der zwei Stunden, die ich hier verbringe, begegnen. Die Sonne

geht bereits unter, als ein ganzes Rudel Straßenhunde auf mich zurennt und ich beschließe, den Friedhof über die niedrige Mauer zu verlassen.

Während der jüdische Friedhof von weitem eher aussieht wie ein Wald, stehen auf dem christlichen Gottesacker, der in ähnlicher Ausdehnung auf der anderen Straßenseite liegt, fast gar keine Bäume. Umso mehr wilde Hunde treiben sich zwischen den Gräbern herum. Durch meinen Spaziergang, den ich hier fortsetze, schrecke ich viele von ihnen aus dem Schlaf und habe dennoch schnell Freunde gewonnen. Auch hier ist das vergangene Nebeneinander der Ethnien noch sichtbar. Rumänische Gräber, polnische Kreuze, deutsche Berufsbezeichnungen auf den Grabsteinen. Der Friedhof ist noch in Betrieb, so dass auch frische Grabhügel zu sehen sind. Oder besser gesagt: Zu errahnen. Zu sehen sind sie wegen der unzähligen Plastikblumen und -kränze, die darauf liegen, nämlich nicht. Keine einzige echte Pflanze. Für das Seelenheil der Verstorbenen, vielleicht aber auch nur für das Ansehen der Trauergäste, gilt, dass die Ehre mit der Anzahl der Farben exponentiell zunimmt. Das Österreichische Schwarze Kreuz und die Stadt Czernowitz haben am Ausgang einen Gedenkstein aufgestellt, der an die hier gefallenen Soldaten der k.u.k. Armee erinnert. „Fortitudini“ lautet dort die Aufschrift auf einem fingierten Kreuz – der Tapferkeit. Dieser Wahlspruch ist auf den Maria-Theresien-Orden der alten Armee geprägt gewesen, die den – allerdings überlebenden – Offizieren verliehen wurden.

## **Waschkoutz im Tal des Tscheremosch**

In dem achtbändigen Werk „Österreich-Ungarns letzter Krieg“, in dem ich die Stationen des Kriegseinsatzes meines Großvaters nachschlug, stand viel über Waschkoutz

(Waschkowtsi). Schon alleine der Name faszinierte mich. In dieser Gegend gibt es einige Orte mit solchen Namen, Raddautz zum Beispiel oder Altfratautz, Millischoutz, Baudeutz. Viele davon liegen heute in Rumänien. Von Waschkoutz habe ich später im Internet gelesen, dass dort am Mittwoch Markttag sei und die Bauern mit ihren Pferdewagen aus der gesamten Umgebung in dem Ort zusammenkämen. Nur wie komme ich dorthin, ganz ohne Pferdewagen? Ich erkundige mich also im Fremdenverkehrsamt nach einer Busverbindung und erhalte die Auskunft, dass nur ganz früh morgens und dann erst wieder um elf Uhr vormittags ein Bus führe. So ein Bauernmarkt beginnt bestimmt in aller Herrgottsfrühe, denke ich mir, und stehe am nächsten Tag noch im Dunkeln am Busbahnhof. Zuerst suche ich die richtige Plattform, um zu sehen, ob der Bus tatsächlich zur angegebenen Uhrzeit fährt. Zu meiner Überraschung stelle ich fest, dass den gesamten Tag über jede halbe Stunde ein Bus zwischen Czernowitz und Wiznitz (Wischnitsia) verkehrt, der in Waschkoutz hält. Das Frühstück habe ich also schon einmal umsonst ausfallen lassen. Hätte das Fremdenverkehrsamt dies nicht herausfinden können? Bei meiner Bemühung um eine Fahrkarte überrascht mich die Dame hinter dem Schalter zu allem Überfluss auch noch mit der Frage, in welches Waschkowtsi ich denn wolle; es gäbe zwei davon. Waaaaaaaaschkowtsi, fragt sie, die Betonung liegt eindeutig auf der ersten Silbe. Solche Fragen bringen mich mit meinen vorbereiteten Antworten doch sehr aus dem Konzept. Waaaaaaaaschkowtsi am Tschere mosch, antworte ich voller Stolz, die richtige Deklination erwischt zu haben. Aber den Fluss kennt sie nicht. Ich erwähne Wiznitz, die Endstation des Busses, und erhalte sofort die Fahrkarte. Umgerechnet achtzig Eurocent für vierzig Kilometer. Der Minibus steht schon zum Einstieg bereit. Trotz ordentlicher Beschriftung – Fahrtziel und Uhrzeit stehen deutlich erkennbar auf einer Tafel hinter der Windschutzscheibe – fragen mich ständig Leute, wohin die-

ser Bus denn führe. In einer erhöhten Position befindet sich eine Art Bahnhofsaufsicht. Das quirlige und gesprächige Männlein, das ständig hineingeht und wieder herauskommt, händigt den Busfahrern Dokumente und Schilder aus und hat für jeden einen Spruch parat. „Dispetscherska“ steht über seinem Arbeitsplatz. Der Dispatcher.

Die Fahrt nach Waschkoutz verläuft lange Zeit auf einer schnurgeraden Landstraße. Durch die intensiv getönten Scheiben wirkt die Außenwelt ein bisschen unreal. Überfahrene Straßenhunde werden von Rabenvögeln ausgeweidet, die dem Bus erst im letzten Moment ausweichen. Am Horizont kommt eine grüne Hügelkette in Sicht – die Waldkarpaten. Waschkoutz ist ein verschlafenes Nest, in dem mittwochs ganz sicher kein Bauernmarkt stattfindet. Allerdings liegt es im Tal des Tscheremosch, man kann eben nicht alles haben. Der Fluss bildet die historische Grenze zwischen der Bukowina und Galizien.

In ermüdenden Gewaltmärschen und nach verlustreichen Kämpfen strebte das k.u.k. XI. Korps am 18. Juni 1915 dem Sereth zu. Das Kavalleriekorps Brudermann war geordnet und unverfolgt vom Pruth in den ihm zugewiesenen Abschnitt abgezogen; nachmittags schoben sich russische Vortruppen heran und setzten sich vor der achten Kavalleriedivision in der Gegend südwestlich von Waschkoutz fest.

Gleich hinter der Bushaltestelle befindet sich ein kleiner Park aus Sowjetzeiten, in dem die übergroße Statue eines Rotarmisten an alte Zeiten erinnert. Klapprige Bänke stehen neben ungepflegten Blumenbeeten und zwischen die Bäume hat man Laternen gestellt, die mit Sicherheit nachts nicht mehr brennen. Entlang einer regelrechten Promenade ist alles aufgereiht, was ein Dorf so benötigt: Ein Krämerla-

den, die Apotheke, die Gendarmerie. Die Bauernhäuser sind recht ärmlich, Gänse und Enten gackern über die unbefestigten Dorfstraßen. Ein schmaler Bach, der in dieser scheinbaren Idylle eigentlich ganz malerisch wirkt, entpuppt sich als ekelhafte Kloake. Allmählich werden die Abstände zwischen den Häusern größer. Ab und an rollen Pferdewagen an mir vorbei. Von den Fahrern werde ich neugierig gemustert.

In der Ferne zeigt sich auf einer Anhöhe das Annakloster. Ich betrachte es als vollwertigen Ersatz für den Bauernmarkt und laufe auf Umwegen darauf zu. Auf den wenigen bewirtschafteten Feldern, die auf dem Klosterhügel liegen, arbeiten die Nonnen. Zwischen ihnen führt ein recht steiler Feldweg direkt zu einem Kreuz auf der Anhöhe. Eine alte Frau robbt den gesamten Weg auf Knien hinauf, um dort zu beten. Sie ist zunächst die einzige Besucherin, verweilt aber nicht lange. Das eigentliche Kloster ist noch eine riesige Baustelle; nur die Kirchen erstrahlen bereits in vollem Glanz. Der Sonnenschein dieses herrlichen Spätsommertages spiegelt sich in den silbernen Zwiebeltürmchen. Von hier oben ist die Sicht fantastisch: Hinüber nach Galizien, über den Tschermosch und auf der anderen Seite in eine sanft ansteigende Hügellandschaft, deren Mischwald hier und da durch Lichtungen und Wiesen unterbrochen wird. Wege und Straßen sind kaum auszumachen, es scheint, als habe das Brachland hier die Oberhand gewonnen. Disteln, Wegewarte und Rainfarn begleiten den Hügel, auf dem auch die Holzhäuschen stehen, die dem Kloster als Außentoilette dienen und keinen angenehmen Geruch verbreiten.

Die Klosterkirche wirkt wie neu. Möglicherweise ist sie das auch. Spektakulär ist ihr Inneres zwar nicht, aber mich interessieren ohnehin mehr die beiden ausgesprochen attraktiven jungen Damen, die sich ein schickes, modisches Kopf-

tuch umgebunden haben und in dem Gotteshaus herumlaufen, als erhofften sie ein Wunder. Tatsächlich aber warten sie auf den Priester, der sie, als er schließlich hinter der Ikonostase hervorkommt, fragt, wo sich etwas, von dem ich nicht verstehe, was es ist, befinde. Erfreut führen die beiden ihn ans Tageslicht und deuten auf die Einfahrt zum Kloster. Unauffällig folge ich ihnen, gespannt, was sie ihm zeigen wollen. Vor dem schmucken Tor steht ein nagelneuer, glänzender, frisch gewachster, schwarz lackierter Wagen. Das ist auch der Grund, weshalb der Priester das Weihwasser mit sich herumträgt. Die Damen öffnen mit einem versierten Handgriff die Motorhaube, der Priester bedeutet ihnen, den kleinen Weihwasserkessel zu halten, schlägt ein Gebetbuch auf und hält eine kurze Andacht. Es folgt die Segnung von Maschine und Mensch.

Am Abend des 19. Juni 1915 wuchs der feindliche Druck bei Tuczapy, wo die achte Kavallerie- und die 24. Infanteriedivision aneinander anschlossen. Jene wurden bald von der im Czeremosztales vorgehenden russischen ersten Donkosakendivision zum Rückzug auf Ispas gezwungen.

Ich verlasse das Kloster und gehe einen langgezogenen Hügel hinunter in ein kleines Tal, in dem Weiden ein Bächlein säumen, in einem entfernten Gatter dunkle Schweine im Schlamm grunzen und Pferde am Wegesrand grasen. Tatsächlich aber tragen die Pferde Fußfesseln; ihre Vorderläufe sind zusammengebunden, so dass sie sich nur hoppelnd fortbewegen können. Als das Fohlen auf mich zukommt und an meiner Schulter herumnestelt, wird seine Mutter, die einige Meter entfernt steht, ärgerlich und hüpfte auf mich zu. Das aufgrund der Fesseln geringe Tempo fürchte ich weniger, als die imposante Höhe der Stute, die

sich bedrohlich auf ihre Hinterläufe stellt. Mit einem Sprung über den Bach bringe ich mich in Sicherheit.

Es ist früher Nachmittag, als ich den Rückweg ins Dorf antrete. Gerade werden die Rinder, die in der Frühe auf die Weiden getrieben worden waren, zurückgebracht. Frauen treiben eine ganze Herde nach Waschkoutz. Die Bäuerinnen kommen ihr entgegen, teilweise zu Fuß, manche auf einem klapprigen Fahrrad. Jede holt ihre eigene Kuh ab und bringt sie nach Hause in den Stall. Alte Frauen rufen ihrem Vieh dann vom Fahrrad aus irgendwelche Befehle zu, von denen sie wissen, dass die Tiere sich dafür nie und nimmer interessieren. Geschickt balancieren sie auf den zwei Rädern selbst dann, wenn sie schon längst zum Stillstand gekommen sind. Aus dem Zentrum des Ortes kehren die Schüler vom Unterricht heim. Die ordentlichen, meist aus glänzendem, schwarzem Stoff geschneiderten Schuluniformen wollen dabei so gar nicht zu der dörflichen Szenerie passen. In einem kleinen Laden kaufe ich Cola und Bananen. Aus Kanada käme ich doch, behauptet die Verkäuferin, sie habe mich im letzten Jahr auch schon hier gesehen. Merkwürdigerweise ist es nicht das erste Mal, dass ich für einen Kanadier gehalten werde. Weshalb nur? Brav sage ich „bitte“ und „danke“ auf Ukrainisch. Die anderen Kundinnen nicken anerkennend. Es ist der hilflose Versuch meinerseits, die große Schuld, die ich im Bus auf mich geladen hatte, abzutragen. Als der sich nämlich Waschkoutz näherte und ich unsicher war, an welcher Haltestelle ich aussteigen sollte, fragte ich meine bis dahin sehr freundliche Sitznachbarin, ob dies das Zentrum sei. Ich fragte auf Russisch. Man spreche hier ukrainisch, wurde ich unsanft belehrt.

Mein gerade erworbenes Mittagessen verzehre ich in dem kleinen, sowjetischen Park im Dorfzentrum. Der eiserne Soldat hält Helm und Siegerkranz in den Händen. Unmittel-

bar dahinter verläuft die Promenade, auf der die meisten Passanten gegenüber der Kirche stehen bleiben und sich bekreuzigen. Egal, ob jung oder alt. Dreimal und mit den drei ersten Fingern der Hand, für den Vater, den Sohn und den heiligen Geist. Eine junge Frau setzt sich mir gegenüber auf eine morsche Bank und tippt ständig Kurznachrichten in ihr Mobiltelefon ein. Gestärkt sehe ich mir noch den Rest von Waschkoutz an. Erstaunlich groß ist der Ort, schier unendlich scheinen die Dorfstraßen sich hinzuziehen. Überall das gleiche Bild: In den Gärten und Vorgärten, die teilweise reinen Ziercharakter haben, läuft alles nur denkbare Vieh umher: Hühner, Hasen, Gänse, Enten eine Kuh und ein Pferd gehören zu jedem Haus. Etwas deplaziert wirken die Schweine, die in manchen Vorgärten zwischen Zwergen und Tagetesbeeten umhergrunzen. Hinter einer brüchigen Betonbrücke grast eine angebundene, schwarz-weiß gescheckte Kuh auf einer bereits völlig leergefressenen Fläche. Ein ziemlich verschlissener gekleideter Bauer auf einem Holzwagen treibt seinen Ackergaul mit der Peitsche an. Plötzlich taucht ein Motorrad auf, das von einem jungen Mann in einer für die Straßenverhältnisse abenteuerlichen Geschwindigkeit über die löchrige Brücke fährt, ja nachgerade schwebt. Quietschend hält sich seine Freundin an ihm fest. Sie besuchen eine uralte Frau, die auf der anderen Seite der Kloake in einem Bretterverschlag lebt. Die Großmutter der quietschenden Freundin vielleicht. Er bleibt draußen bei seinem Motorrad, als sie hineingeht.

Gerade in dem Moment, als ich die Bushaltestelle im Ortszentrum erreiche, hält auch schon die Marschroutka nach Czernowitz. Diese Mini-Busse sind äußerst platzsparend gebaut. Weder Gepäck noch lange Beine haben die Ingenieure hier vorgesehen. Richtig sitzen kann ich nur, wenn ich den Nachbarsitz für meine Beine nutze. Ansonsten muss ich den Hintern so fest in den Sitz pressen, damit die Knie nicht mit dem Vordersitz kollidieren, dass mein Rücken –

steif wie ein Besenstil – keine entspannte Sitzhaltung zulässt. Besonders angesichts der Schlaglöcher kann ich die rüttelnde Fahrweise der Busse in dieser Position nicht mehr ausgleichen. Meine Freude darüber, dass nicht alle Plätze besetzt sind und ich es mir bequem machen kann, währt allerdings nur kurz. Schon an der nächsten Haltestelle steigt ein junger Soldat zu, vielleicht zwanzig Jahre alt, von der Sonne gebräunt, schlank und nicht wirklich respekt einflößend. Ziemlich unsanft brummelt er etwas in meine Richtung. Ich verstehe es zwar nicht, glaube aber, er regt sich darüber auf, dass ich zwei Sitze blockiere, obwohl hinter mir noch zwei weitere nebeneinander frei sind. Mühsam verstaue ich also meine Knie hinter dem Vordersitz. An Schlafen ist so überhaupt nicht zu denken, obwohl sich die Müdigkeit nach dem frühen Aufstehen jetzt so richtig bemerkbar macht. Meinem Nachbar scheint es ähnlich zu gehen, allerdings sitzt er dank seiner geringen Körperlänge ganz bequem da. Er bekreuzigt sich, als wir an einer Kirche vorbeifahren. Nach wenigen Minuten schon fällt sein Kopf auf meine Schulter, während der Fahrer unerbittlich jedes Schlagloch mitzunehmen bemüht ist. Seine riesige Schirmmütze hält der Soldat mit beiden Händen auf dem Schoß, aber auch hier löst sich bald die Muskulatur. Sein linker Arm fällt auf meinen rechten Oberschenkel und hüpfert darauf im Rhythmus der Schlaglöcher herum. Entspannung, das ist die einzige Möglichkeit, sich unabhängig zu machen vom Zustand der Straße. Einfach alle Muskeln gehen lassen und sich den Höhen und Tiefen der Fahrt geschmeidig anpassen. Nach meiner ersten Woche werde ich diese Kunst schon ganz gut beherrschen. Die Sonne heizt den Bus auch jetzt im September noch gehörig auf, es ist heiß und stickig; alle Fenster sind geschlossen. Kurz wacht mein Nachbar auf, hebt seinen Arm unmotiviert von meinem Schenkel hoch, um sofort wieder einzuschlafen. Dieses Mal träumt er offenbar, brabbelt etwas und umfasst

mein Knie mit seiner Hand, gleich wieder loslassend. Eine Stunde lang sitzen wir so nebeneinander.

## **Eine ukrainische Lesung im Deutschen Haus**

Am Abend habe ich Gelegenheit, eine Veranstaltung im Deutschen Haus zu besuchen. Von außen wirkt das fünfstöckige Gebäude mit seiner Jugendstilfassade schon wie eine feste Burg. Das spitze Giebeldach verleiht ihm ein wahrhaft deutsches Aussehen. Im Fenster des Erdgeschosses steht die Aufschrift „Verband der österreichisch-deutschen Kultur ‚Wiedergeburt‘ Gebiet Czernowitz“ über einer schwarz-rot-goldenen und einer rot-weiß-roten Flagge. Ein computergeschriebener Zettel lädt in deutscher Sprache zu einer Lesung ein: „Erinnerung – Spuren“ lautet der viel versprechende Titel. Eine junge Ukrainerin erschrickt zunächst, als ich in dem düsteren Treppenhaus plötzlich neben ihr stehe, stellt mir dann aber auf Ukrainisch die Frage, wo die Lesung denn stattfindet, zumindest vermute ich, dass dies der Inhalt ihrer Frage ist. Beschildert ist der Veranstaltungssaal nämlich nicht. Die Frau verwendet das deutsche Wort „Lesung“, also antworte ich einfach auf Deutsch. Zu meiner Überraschung erklärt sie mir, kein Deutsch zu verstehen. Merkwürdig, denke ich, wie will jemand ohne Deutschkenntnisse einer Lesung folgen? Sie bittet mich, Englisch mit ihr zu sprechen, versteht mich jedoch wiederum nicht und kann sich auch mir in dieser Sprache nicht verständlich machen. Ich ahne bereits, dass es ein skurriler Abend werden würde. Dennoch setzen wir die Suche gemeinsam fort. Couragiert klingelt sie an einer Tür, die aussieht, als befände sich dahinter eine Wohnung. Ein kleiner Junge mit einem noch viel kleineren Hund auf dem Arm öffnet die Tür, kann uns aber auch nicht weiterhelfen. Die Bukowina-Deutschen haben offenbar nur einen Teil des Deutschen Hauses zurückerhalten bzw. nutzen nur

einige Räume des riesigen Gebäudes. Wir gehen alle fünf Stockwerke hoch und finden unter dem Dach den recht großen Georg-Drozdowski-Saal. Die Stirnseite schmückt ein Bild von Paul Celan, daneben hängen eine ausgestopfte Eule, Schwert und Säbel. Einige deutschsprachige Bücher bukowinischer Autoren liegen in den Vitrinen. Ausgestellt sind Bilder von Josef Burg, dem letzten Dichter jiddischer Muttersprache in Czernowitz und Bücher von Georg Drozdowski, einem Schriftsteller und Journalisten aus Czernowitz, der nach dem Krieg in Kärnten lebte. Die Atmosphäre wirkt vertraut. Natürlich beginnt die Veranstaltung nicht pünktlich, vielmehr wartet man noch eine Viertelstunde auf Zuhörer, die dann doch nicht mehr erscheinen. Eine große Gruppe junger Ukrainer ist gekommen, vermutlich Schüler eines Deutschkurses oder Germanistikstudenten. Neben einem recht distinguierten Professor und zwei alten Damen, die aussehen, als könnten sie viel über Czernowitz erzählen, jedoch andauernd Textnachrichten über ihre Mobiltelefone versenden, sind eigentlich nur die Organisatoren anwesend. Die neue Leiterin der Einrichtung stellt sich kurz vor – eine sympathische, vielleicht gerade einmal 28 Jahre alte Frau, sehr gewinnend, blond, Pagenschnitt. Offenbar gehört es auch hier zum Pflichtprogramm, den Mythos Czernowitz zu beschwören, Celan und Ausländer. Je öfter ich dies höre oder lese, desto mehr erscheint es mir wie ein rituelles Gebet.

Organisiert und vor allem wohl finanziert wurde die Veranstaltung vom Deutschen Akademischen Auslandsdienst. Eingeladen sind die Autorinnen Tanja Dückers und Cécile Wajsbrot. Die Französin Wajsbrot, die schon lange in Berlin lebt und hervorragend Deutsch spricht, hat natürlich auch die deutsche Ausgabe ihres Buchs mitgebracht. Sie scheint die einzige zu sein, die sich wundert, als sie gebeten wird, auf Französisch zu lesen. Immerhin handelt es sich um die deutschen Kulturwochen in der Ukraine, findet die Veran-

staltung im deutschen Haus statt und wird aus deutschen Steuermitteln finanziert. Von der Lesung bekomme ich natürlich nichts mit; mein Französisch reicht nicht aus, um Wajsbrot folgen zu können und Dückers begnügt sich mit wenigen Zeilen auf Deutsch. Der junge ukrainische Nachwuchsschauspieler, der engagiert wurde, um den Rest der Lesung auf Ukrainisch zu bestreiten, beeindruckt durch eine unglaublich betonte Aussprache, durch eine laute, sehr wohltuende Stimme und durch eine Mimik und Gestik, die den vorgetragenen Text lebendig interpretieren. Ihm vor allem gebührt der Applaus. Blumen erhalten aber nur die beiden Damen, die während der gesamten Lesung aus ihren Büchern nur daneben saßen. Sie teilen ihre Blumensträuße mit ihm, von den Veranstaltern erhält er warme Dankesworte.

Erst die anschließende Fragerunde wird ins Deutsche übersetzt. Nur der Herr Professor stellt eine Frage auf Deutsch, als die Schüler und Studenten längst schon das Weite gesucht und die beiden alten Damen sich mit ihren Telefongeräten ins Treppenhaus zurückgezogen haben. Er suggeriert, dass die propagandistischen Gräueltgeschichten, die über Juden erzählt worden waren – hiervon muss in einem der Texte die Rede gewesen sein – doch nur im Sudetenland verfangen haben dürften, nicht aber in einer Stadt wie Czernowitz. Da ist er wieder, der Mythos, und mehr, als ein Hauch davon.

Aus der Diskussion wird endlich deutlich, worum es in den beiden – wohl autobiographischen – Büchern geht: Cécile Wajsbrots Roman „Aus der Nacht“ („Mémorial“) erzählt die Geschichte einer Französin, die in dem Moment, da ihre Familie die Erinnerung verliert, ins polnische Kielce aufbricht, um etwas über die ihr bisher verschwiegene Geschichte ihrer Familie herauszufinden. Sie hofft, eine unterbrochene Verbindung wiederherstellen zu können. Obwohl

Wajsbrot 1954 in Paris geboren wurde, verarbeitet sie darin Verletzungen, die sie offenbar von ihrer Elterngeneration übernommen hat. Die vierzigjährige Tanja Dückers setzt sich in dem Roman „Himmelskörper“ mit einer vielschichtigen Familiengeschichte auseinander und macht sich auf die Suche nach einem Familiengeheimnis, das zu tun hat mit dem alten Westpreußen, dem Krieg und der Flucht über die Ostsee. Ihre Spurensuche führt sie in das ehemalige „Gotenhafen“, von dem sie erklärt, es handele sich dabei um das „polnische Gdansk“.

## **Kolomea und die wilden Tänze der Huzulen**

Das galizische Städtchen Kolomea (Kolomyja) liegt zwischen Czernowitz und Lemberg; mit dem Bus ist es in wenigen Stunden zu erreichen. Etwa sechzigtausend Einwohner leben hier. Vor dem Ersten Weltkrieg befand sich in Kolomea ein Teil des Siebenten Böhmisches Dragonerregiments, dem mein Großvater diente. Er selbst war allerdings in Stanislau stationiert.

Kolomea ist zwar klein und übersichtlich, aber dennoch überraschend lebendig. Die Fußgängerzone ist selbst an einem Werktag so belebt wie in Berlin der Ku'damm am letzten Wochenende vor Weihnachten. Allerdings sind es nicht die Cafés, Restaurants und Geschäfte in den ansehnlich renovierten Bürgerhäusern, wegen derer die Menschen in das Stadtzentrum strömen. Viel wichtiger scheint der Markt zu sein, auf dem etwas versteckt, aber sehr zentral die üblichen Waren feilgeboten werden. Seinen schmalen Gängen strömen die Leute entgegen. Nicht, dass sie mit vollen Einkaufsbeuteln wieder zurückkämen. Es geht wohl eher darum, zu schauen, Preise zu vergleichen und das eine oder andere Schnäppchen zu machen. Am anderen Ende der Fußgängerzone befindet sich ein merkwürdiges

Gebäude, das aussieht wie ein begehbares Osterei. Tatsächlich ist es das auch und beherbergt das „Museum der Ostereibemalung“.

Ein paar hundert Meter weiter öffnet sich die Stadtarchitektur plötzlich zu einem weiten Dreieck. Die geräumige Gedenkanlage für die Gefallenen des „Großen Vaterländischen Kriegs“ stammt unzweifelhaft noch aus den Zeiten der Sowjetunion. Nach wie vor wird dort den Toten aus den Jahren 1941 bis 1945 gedacht, allerdings hat sich die Lesart seit 1991 ein wenig geändert. Nunmehr heißt es, die Soldaten seien im Kampf um die „Freiheit der Ukraine“ gefallen. Das ursprüngliche Denkmal wurde geschleift und durch einen marmornen Kämpfer der Ukrainischen Aufstandsarmee ersetzt. Diese kollaborierte im Zweiten Weltkrieg mit den Deutschen. Der Beton des Sockels bröckelt bereits.

Inzwischen hatte am 13. Mai 1917 vormittags das XXXIII. Russenkorps nordöstlich und nördlich von Kolomea zum Schlage gegen Feldmarschalleutnant Krautwald (u.a. achte Kavalleriedivision) ausgeholt. Tief gestaffelt angreifend, warf der Feind die Streiter Krautwalds an den Pruth zurück, wo sich diese mit der Hauptkraft in dem von Pflanze vorbereiteten Brückenkopf von Kolomea festsetzten.

Das Städtchen wirkt aufgeräumt, die Häuser sind in hervorragendem Zustand. Die gelb verputzte Synagoge wurde renoviert und wird offensichtlich noch genutzt. Wie überall werden auch hier Kirchen gebaut oder komplett renoviert. Ein Wahrzeichen der Stadt ist der charakteristische Rathausurm, der im Stil der Neorenaissance erbaut und vor kurzem offenbar renoviert wurde. Es ist ein heiterer Tag, die Sonne strahlt aber nicht vom blauen Himmel. Vielmehr

schwächen immer dichter werdende Wolkenschlieren ihre Kraft. Das diffuse Licht harmoniert auf das Feinste mit den habsburgischen Pastellfarben der alten Gebäude. Über den Platz vor dem Theater hetzt ein Rudel Straßenhunde einen einzelnen Hund, der offenbar ihr Revier verletzt hat. Unter Knurren, Bellen und Jaulen rasen die Promenadenmischungen im Kreis. Würde ich nicht erkennen, dass sie sich nur für den Eindringling interessieren, bekäme ich es mit der Angst zu tun. Den ganzen Tag über fährt ein luxuriöser Geländewagen mit verspiegelten Scheiben durch die Straßen der Stadt. Auf seinem Dach sind eine übergroße ukrainische Fahne und zwei leistungsstarke Lautsprecher angebracht. Eine durchdringende Frauenstimme wirbt für eine „ukrainisch-rumänische Aktion“ am nächsten Tag.

Am Rande der übersichtlichen Innenstadt entdecke ich eine römisch-katholische Kirche, die von der polnischen Gemeinde genutzt wird. Sie ist der Aufnahme Mariens in den Himmel geweiht. Der Innenraum ist picobello renoviert, eine Tafel weist die teilweise Finanzierung der Arbeiten durch den polnischen Staat aus. Die Geschichte des Gotteshauses wird dort erläutert. Interessant ist seine „Umnutzung“ nach dem Zweiten Weltkrieg: Zunächst wurde hier das „Haus des Kindes“ eingerichtet, später entstand ein Möbelgeschäft. Von letzterem zeigt die Tafel eine Fotografie: Ein hässliches Wellblechdach bedeckt einen nicht minder scheußlichen Anbau, dessen breite Fenster von kleinbürgerlichen Gardinen verdeckt sind. Die griechisch-katholische Kirche zog 1994 ein, später wurde das Gotteshaus renoviert und seither von der römisch-katholischen Gemeinde genutzt. Eine ältere Frau sitzt auf der vordersten Sitzbank und dreht sich um, als ich die Kirche betrete. Sie lässt mich fortan nicht mehr aus den Augen. Besonders suspekt scheint sie es zu finden, dass ich ausgerechnet die hölzerne Statue des Heiligen Johannes von Nepomuk fotografiere, die etwas unehrenhaft hinter einem armseligen

Spatiphyllum auf dem Boden steht. Meine Freude indes ist groß, diesen Heiligen hier zu finden. Vor Jahren hatte ich ihn zu unserem Familienpatron auserkoren. Als Schutzpatron Böhmens und der Müller sowie als Hüter des Beichtgeheimnisses schien er mir der ideale Familienheilige zu sein. Allerdings muss ich einräumen, dass sich außer mir selbst niemand wirklich dafür interessiert.

Über die Huzulen, ein ukrainisches Bergvolk, das in dieser Gegend in den Karpaten zu Hause ist, weiß ich herzlich wenig. Ruslana, die Gewinnerin des European Song Contest 2004, bediente sich mit ihrem Lied „Wild Dances“ damals erfolgreich der Traditionen dieser Volksgruppe und fegte unter Trommelwirbeln im Fellkostüm über die Bühne. Als Symbolfigur der Revolution in Orange bot sie allen etwas, vor allem aber einen Hauch des wilden Ostens, eine Spur Abenteuer und Ursprünglichkeit. Huzulin jedoch war Ruslana nicht. Was aber macht die Huzulen aus? Es ist eine absurde Idee, die Antwort auf diese Frage in einem Museum zu erwarten, noch dazu in einem ukrainischen. Ich besuche dennoch das Museum der huzulischen Volkskunst. Es ist überraschend groß und zeigt auf mehreren Etagen Schnitzwerke, Keramik, Trachten, Werkzeuge, Waffen und auch religiöse Kunst aus den Waldkarpaten westlich und südlich von Kolomea. Fast alle Exponate stammen aus dem neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert, auch die erwähnten Künstler und Persönlichkeiten lebten in einer Zeit, in der die Fotografie schon üblich war. Aber was war vorher? Sind Huzulen denn nun Ukrainer? Worin unterscheiden sie sich heute von anderen Landsleuten? Der Rundgang durch das Museum hinterlässt mehr Fragen, als Antworten. An der Kasse frage ich einen Polizisten, der hier die ganze Zeit nur herumsitzt, nach der alten k.u.k. Kavallerie-Kaserne. Bis zur Abfahrt meines Busses habe ich noch genügend Zeit. Der Polizist reagiert sehr freundlich, versteht sogar, was ich ihn frage, kann mir aber nicht weiter-

helfen. Er fragt eine der Kartenverkäuferinnen, die sogleich einen Stapel Postkarten mit alten Motiven aus Kolomea ausbreitet. Die Kaserne ist nicht darunter. Ich möchte ja auch nur wissen, ob es sie noch gibt und wo sie sich befindet. Enttäuscht, dass ich keine der angebotenen Postkarten kaufen möchte, preist sie ein kleines Magnetbild für den Kühlschrank mit einem Motiv der Stadt an. Auch anderweitig habe ich keinen Erfolg. Selbst mein Vorhaben, einen Stadtplan an einem der vielen Kioske zu erwerben, lässt sich nicht umsetzen.

### **Sadhora – eine Fremdenführerin im Bademantel**

Als mich der Bus aus Kolomea in Czernowitz am Ufer des Pruth herauslässt, ist noch Zeit, etwas zu unternehmen. Ich setze mich in einen lokalen Bus, der hinauffährt in den Stadtteil Sadhora. Bekannt ist das ehemalige Sadogóra heute vor allem für seine Schmuddelmärkte. Im achtzehnten Jahrhundert ließ sich hier ein chassidischer Rabbi – Israel Friedmann – aus Russland nieder, der dort schon ein prunkvolles Leben führte. Zwar brachte ihn sein ausschweifiger Lebensstil in Konflikt mit den eher bescheidenen Chassiden, doch folgten ihm derer auch zahlreiche und der Ort, der damals noch vor den Toren von Czernowitz lag, wurde zum Shtetl. Sadogóra sollte ein Zentrum des Chassidismus werden. Friedmann trat als Auserwählter auf, als Heiliger, als Wunderrabbi eben. Als er starb, beauftragte er seine Söhne mit dem Bau eines Tempels, der ein Ebenbild des Tempels in Jerusalem sein sollte. Inmitten des verarmten Shtetls entstand eine protzige Residenz mit Türmchen und Fensterchen. Ein Schloss des Größenwahns und der Gottessehnsucht in rotem Backstein. Der Palast ist heute eine Ruine. Ich möchte ihn dennoch sehen.

Der Bus fährt etwa eine halbe Stunde durch eine Gegend, in der eigentlich nur Ruinen stehen. Häufig sind noch Überreste der klassischen, industriellen Backsteinarchitektur zu erkennen. Aber auch verlassene Fabriken aus den achtziger Jahren liegen auf dem Weg. Jetzt, am Nachmittag, ist Feierabend. Belegschaften, nicht allzu groß, aber doch immerhin Belegschaften, strömen aus einigen, entgegen dem ersten Augenschein noch betriebenen Hallen, zu den Bushaltestellen. Mit jedem Halt wird es enger in dem kleinen Bus. Ich weiß zwar, dass ich die richtige Linie erwischt habe, aber nicht, wo ich aussteigen muss. In diesem Gedränge mit dem Stadtplan zu hantieren, ist völlig aussichtslos. Die Fahrt geht bergan, draußen Einfamilienhäuser, lockere Bebauung. Als die meisten aussteigen, scheint das Zentrum der Siedlung erreicht zu sein. Ich folge ihnen und stelle anhand der Karte fest, dass ich tatsächlich dort angekommen bin, wo der Herr aus der Tourist Information einen dicken Punkt eingezeichnet hat.

Ohne Probleme finde ich den alten jüdischen Friedhof, der auf dem Stadtplan, wie das hier üblich zu sein scheint, mit christlichen Kreuzen gekennzeichnet ist. Das Tor steht offen, dahinter liegen Plastikflaschen, zerschlissene Kleidung, Zeitungen, die durch den Regen zu einem kompakten Klumpen verklebt sind und, natürlich, leere Wodkaflaschen. Den Eingang zu einem „Haus des Ewigen Lebens“ stellt man sich wahrlich anders vor. Die schiefen, teilweise in die dunkle Erde eingesunkenen Grabsteine enthalten ausschließlich hebräische Inschriften. Zwergholunder wächst aus den Gräbern und trägt reiche Früchte. Die schwarzen Dolden leuchten in der Abendsonne. Wespenspinnen sitzen in ihren Netzen und warten auf Beute. Beim Durchstreifen des hohen Grases rasen einige von ihnen an meinem Hosenbein hoch und runter, um glücklicherweise schnell wieder zu verschwinden. Am Rande des Friedhofs steht ein merkwürdiges, kleines Häuschen aus Beton. Abgesehen

von dem blauen Blechdach und einem Gitter in Form des Davidsterns im Belüftungsfenster nur schlichter, grauer Beton. Es wirkt eher wie eine kleine Lagerhalle, nicht jedoch wie ein Mausoleum. Tatsächlich erfahre ich später, dass das Grab des Wunderrabbis auf diese Weise gegen antisemitische Schändungen geschützt werden sollte. Dieses von außen denkbar unscheinbare Grab des Rabbis Israel Friedmann wurde nach dem Ende des Kommunismus wieder zu einer Pilgerstätte chassidischer Juden.

Der jüdische Friedhof ist ja schön und gut, aber wo mag sich die Ruine des Palastes befinden? Einige hundert Meter weiter, oben auf dem Hügel, befindet sich ein christlicher Friedhof. Auf dessen Parkplatz spreche ich zwei ältere Frauen an, die sich, die Gießkannen in der Hand, recht angeregt unterhalten. Es gelingt mir auch tatsächlich, mich verständlich zu machen. Wenigstens scheinen sie sofort zu wissen, was ich suche und erklären mir, wild gestikulierend, wohin ich gehen soll. Eine der beiden nimmt mich am Arm und bedeutet mir, dass ich mitkommen soll. Sie sei ohnehin gerade auf dem Heimweg und wolle mich hinbringen. Das Angebot nehme ich gerne an. Langsam, sehr langsam, gehen wir nun wieder bergab. Die Nachbarn aus dem Viertel mustern uns mit Blicken, denen zum Glück nicht zu entnehmen ist, welche Gedanken sich dahinter verbergen. Meine Begleiterin trägt einen knallroten Bademantel aus Frottee und ausgetretene, pinkfarbene Badeschuhe. Ihr Gebiss besteht vor allem aus Zahnlücken, was die ohnehin schwierige Verständigung nicht gerade erleichtert. Auf der Bank vor dem jüdischen Friedhof sitzen zwei Trinker, mit denen sie ein paar Worte wechselt, bevor sie mit mir denselben Weg über das Gräberfeld geht, den ich kurz zuvor bereits alleine gegangen war. Die alte Frau schimpft über den Müll, der überall herumliegt. Schweine seien „unsere Leute“. Als wir vor dem Grab des Rabbis stehen, schenkt

sie mir ein nahezu zahnloses Lächeln: „Hier ist es.“ Ich sehe keinen Palast, lasse mir aber nichts anmerken.

Die Sonne geht gerade unter und es dürfte zwecklos sein, die Suche nach der Ruine des Palastes fortzusetzen. Unverrichteter Dinge besteige ich wieder den Bus zurück in die Stadt. An der Endhaltestelle, ganz am Ende der Siedlung, finde ich ohne Probleme noch einen Sitzplatz und gehe davon aus, dass der Bus um diese Tageszeit sicher nicht so überfüllt sein würde, wie zuvor in umgekehrter Richtung. Schon nach wenigen Kilometern zeigt sich jedoch, wie falsch diese Einschätzung ist und ich gebe meinen Platz für einen älteren Herrn wieder frei. Es ist einer jener mittelgroßen, gelben Busse, in denen niemand Fahrkarten verkauft außer dem Fahrer. Der Einstieg erfolgt jedoch in der Mitte oder im hinteren Teil des Fahrzeugs, so dass theoretisch jeder nach vorn zum Fahrer gehen müsste, um sich eine Fahrkarte zu kaufen. Praktisch ist das völlig unmöglich. Man muss schon froh sein, einen Stehplatz im Schwenkbereich der Türen zu bekommen. Nun könnte man annehmen, die neu eingestiegenen Fahrgäste verzichteten einfach auf den Erwerb einer Fahrkarte. Warum nicht, schließlich könnte sich ein Kontrolleur hier ebenso wenig fortbewegen. Tatsächlich gibt jedoch jeder Fahrgast das Geld nach vorne und nennt laut die Anzahl der Fahrkarten, die er haben möchte. Wenn man das Pech hat, wie ich genau in der Mitte des Busses zu stehen, reicht man während der gesamten Fahrt also ununterbrochen Geld nach vorne und wiederholt jeweils laut die genannte Zahl. Soweit beherrsche ich das System gerade noch und falle nicht weiter auf. Die meisten wollen ohnehin eine, zwei, höchstens drei Fahrkarten. Die Scheine und Münzen landen auf einer breiten Konsole, neben dem Sitz des Fahrers. Weil ein Teppich oder Tuch darüber gelegt ist, geraten sie auch trotz der Erschütterungen während der Fahrt nicht durcheinander. Schwierig wird es, wenn die Fahrkarte mit dem Geld zu-

rückkommt. In den meisten Fällen wird ohnehin nur das Geld zurückgereicht; auf die Ausgabe von Fahrkarten, die in großen Haufen auf der Konsole liegen, verzichtet der Fahrer großzügig. Den Fahrgästen ist das einerlei. Die Kunst in dieser Situation besteht darin, jedem Einzelnen das passende Wechselgeld zurückzugeben. Zu diesem Zweck wird der Betrag wieder laut genannt, der in den hinteren Bereich des Busses gereicht wird. Diese „stille Post“ funktioniert erstaunlich reibungslos. Man kann sicher sein, dass der Richtige im passenden Moment die Hand aufhält. Betrug ist undenkbar. Schwierig wird es nur dann, wenn ein Glied in der Kette die Zahlen nicht versteht. Schließlich geht es jetzt nicht mehr nur um „eins“, „zwei“ oder „drei“, sondern beispielsweise um „eins fünfundsiebzig“. Ich halte mich also lieber zurück und signalisiere den verständnisvollen Stehnachbarn, dass ich damit überfordert bin. Dieses auf Vertrauen basierende Zahlungssystem wird zeitweise übrigens noch durch eine zusätzliche Variante erweitert: Vor der Konsole stehen hin und wieder Fahrgäste, die das nach vorne gereichte Geld einsammeln und bereits Wechselgeld nach hinten zurückgeben, bevor sie dem Fahrer den gesamten Betrag auf die Konsole legen. Sie übernehmen also freiwillig einen Teil der Rechenarbeit des Fahrers. Mit einer unglaublichen Sicherheit und scheinbar wie nebenbei erledigen sie diese Aufgabe, die im Übrigen ausschließlich Frauen zufällt.

Ein weiteres, verbreitetes Phänomen kann ich beim Umstieg in den Trolleybus beobachten. Vor der Brücke über den Pruth stauen sich mehrere solcher Fahrzeuge. Nichts geht mehr, weil die Schleifschuhe am Ende des Stangenstromabnehmers den Kontakt zur Oberleitung verloren haben. Normalerweise bringt der Fahrer das innerhalb weniger Minuten in Ordnung, indem er die Stange mit dem Fangseil wieder in Position bringt. So einfach scheint der Fall jetzt aber nicht zu liegen. Mehrere Trolleybusfahrer

stehen, ausgerüstet mit Werkzeugen, auf dem Dach, hantieren an allen möglichen Seilen und Stangen herum, gestikulieren und erwecken nicht den Eindruck, als würde die Fahrt in Kürze wieder fortgesetzt. Ich steige also aus und laufe zu Fuß zurück in die Innenstadt. Da der Bahnhof auf dem Weg liegt, nutze ich die Gelegenheit, um meine Fahrkarte für die Weiterreise nach Lemberg zu kaufen. Oder besser gesagt: Ich beabsichtige, sie zu nutzen. Das repräsentative Empfangsgebäude ist fast menschenleer. Ein paar Polizisten laufen unmotiviert umher. Als mir die Verkäuferin am Schalter für den internationalen Zugverkehr erklärt, dass sie für mich keine Fahrt buchen könne, die nicht am selben Tag stattfindet, erinnere ich mich wieder daran, wie kompliziert dieses noch aus Sowjetzeiten stammende System des Fahrkartenerwerbs ist. Ich hatte es wohl völlig verdrängt: Fahrkarten für denselben Tag erhält man am Bahnhof; spätere Reisen organisiert die Vorverkaufsstelle, die grundsätzlich nicht in der Nähe des Bahnhofs angesiedelt ist. In Czernowitz befindet sich diese Kasse in der Hauptstraße am anderen Ende der Stadt. Als ich dort ankomme, wird sie gerade geschlossen.

## **Kamjanez Podilskyj – Ausflug nach Podolien**

An meinem letzten Tag in Czernowitz steht ein Ausflug nach Kamjanez-Podilskyj, in eine der ältesten Städte der Ukraine, auf dem Programm. Kamjanez-Podilskyj ist eines der wenigen bekannteren touristischen Ziele in der Gegend. Die Stadt liegt, wie der Name es schon sagt, bereits in Podolien. Die Tafel mit den Abfahrtszeiten am Busbahnhof ist nach Regionen sortiert. Deshalb ist es wichtig zu wissen, in welcher Gegend das Reiseziel liegt. Eine alphabetische Suche ist nur schwer möglich. Auf dem Fahrplan finde ich eine Verbindung um 11:50 Uhr am Vormittag. Allerdings gelingt es mir nicht, eine Fahrkarte für diesen Bus zu er-

werben. Es ist wohl einer jener langsamen Kleinbusse, die zahlreiche Dörfer auf der Strecke bedienen. Das dürfte der Grund gewesen sein, dass ich am Schalter eine Fahrkarte für einen Langstreckenbus erhalte, der bis nach Sewastopol auf der Krim fährt, allerdings schon um 11:30 Uhr. Das ich diesen auf dem Fahrplan nicht finden konnte, liegt natürlich daran, dass ich gar nicht auf die Idee gekommen war, unter dem Rayon Krim nachzusehen. Aber woran hätte ich denn überhaupt erkennen sollen, dass er in Kamjanez-Podilskyj hält? Nett von der Dame, dass sie mir eine umständliche Tour erspart, aber es hätte auch nichts geschadet, mir das mitzuteilen. Eher zufällig kontrolliere ich die Abfahrtszeit noch am Schalter und muss mich mit dem Einstieg schon beeilen.

14. Juli 1915: Um das Vorpreschen dieser gewaltigen Masse von 9600 Reitern zu ermöglichen, hatten die sechste Infanteriedivision und die Fußabteilungen der Kavalleriedivisionen in der Dniesterschlinge den Fluß zu überschreiten und die russische Aufstellung zu durchstoßen. Durch die geschlagene Bresche sollte dann das Reitergeschwader auf dem östlichen Seretufer bei Sicherung gegen Chotin und gegen Kamieniec-Podolski nach Norden ausschwärmen.

Das Wetter der vergangenen Tage war wunderbar. Nachts regnete es zeitweise, aber tagsüber wechselten Sonne und dünne Wolken einander ab. Die Hitze des Sommers war verflogen, aber der Herbst hatte noch nicht richtig begonnen. Heute nun ist es soweit. Es regnet und soll den ganzen Tag auch nicht aufhören. Zum Glück ist es im Bus weitgehend trocken. Nur am Fenster dringt Wasser ins Innere. Hinter Czernowitz wird die Landschaft schnell sehr östlich, weite Hügel, langezogene Höhenketten und sumpfige Täler, in denen einzelne Maisfelder und Brachland dominie-

ren. Der Dnister, die Grenze zwischen der Bukowina und Podolien, bildet ein breites, naturbelassenes Delta in der Landschaft. Hinter der Brücke bei Chotyn begann einst das russische Zarenreich. Mitten auf der Landstraße hält der Bus plötzlich an: Menschenmassen, ukrainische Fahnen, Transparente mit politischen Parolen, Lautsprecher. Der Seitenstreifen ist über mehrere hundert Meter zugeparkt mit den Fahrzeugen der Demonstranten. Worum es hier geht, verstehe ich nicht. Dass sich die Menschen jedoch dicht an den Bus drängen, die Fahrgäste und somit auch mich, mit auffordernden Blicken betrachten und dabei wie wild mit den Fahnen herumfuchteln, erscheint mir doch ein wenig beängstigend.

Trotz dieser Unterbrechung komme ich pünktlich in Kamjanez-Podilskyj an. Es herrscht das übliche Markttreiben, dem auch der Dauerregen nichts anzuhaben vermag. Auf dem Weg zur Altstadt geht es vorbei an einem blumenbeladenen sowjetischen Panzer, der als Ehrenmahl für den Sieg der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg dient. Dahinter befindet sich eine Kaserne, auf deren Fußballplatz Soldaten mit nacktem Oberkörper Leibesübungen verrichten. Andere joggen in Uniform mit aufgekrepelten Ärmeln durch den Park. Dem verwitterten Löwen aus Stein, der den Park bewacht, hat jemand Lippenstift aufgetragen. Die orthodoxe Kirche gegenüber wird gerade renoviert; in einem weiteren, allerdings völlig verwahrlosten Park spielen Kinder Fangen. Auf einer langen Brücke überquert man den Fluss Smotrych, der hier in einem tiefen Canyon um die malerisch gelegene, befestigte Altstadt mäandert. Über zwei Jahrhunderte lag die Stadt an der polnischen Südgrenze, ihre Kirchen wurden im siebzehnten Jahrhundert während einer kurzzeitigen Belagerung durch das Osmanische Reich zerstört, später kamen die Russen und nach dem Ersten Weltkrieg etablierte sich hier die Hauptstadt einer kurzzeitig unabhängigen Ukraine. Unter deutscher Besatzung wurde

Kamjanez-Podilskyj zum Ghetto, in dem 85.000 Menschen starben. Siebzig Prozent der Altstadt wurden bei Luftangriffen im Zweiten Weltkrieg zerstört. Und genau so sieht die Stadt auch aus. Das, was übrig geblieben ist, hat zwar noch den Charme eines alten, multiethnischen Gemeinwesens – es gibt ein armenisches Viertel, türkische Wehrtürme, polnische und russische Stadttore, Kirchen und Gotteshäuser unterschiedlicher Konfessionen und Religionen. Das alles ist aber nur ein Bruchteil dessen, was hier vor dem letzten Krieg zu sehen war. Das eigentlich Sehenswerte sind die zahlreichen freien Flächen; nur in der Fantasie des Besuchers gelingt es dem Vakuum, eine Vorstellung davon zu generieren, weshalb es noch heute eine „Tatarische Straße“, einen „Armenischen Marktplatz“ oder eine „Türkische Brücke“ gibt. An jedem Gebäude wird renoviert. Das Baugerüst ist das häufigste Attribut im Stadtbild. Beeindruckend ist die katholische Peter und Paul Kathedrale: Sie diente während der türkischen Besatzung als Moschee. Nach der erneuten polnischen Machtübernahme ließ man das Minarett stehen, verzierte es aber mit einer goldenen Madonnenfigur. Vom Fuß des Minaretts blickt man heute an einer Statue Johannes Pauls II. vorbei auf das gegenüberliegende Ufer des Smotrych. Am Rande des Steilufers leuchten goldene Sterne von einem blauen Dach einer Kirche. Vorne, am Eingang zum Kloster, sitzen alte Frauen auf Obstkisten und bitten die zahlreichen polnischen Besucher um einen Obulus. Über ihnen thront der „nachdenkliche Christus“ auf einer Stele inmitten sorgsam gepflegter Blumenratten. Ziel der Besucher sind aber weniger die Kirchen oder die leeren Plätze, sondern die wehrhafte Trutzburg, die vom anderen Ende der Altstadt über eine alte Steinbrücke – eben jene „Türkische Brücke“ – zu erreichen ist. Trotz der tief hängenden Regenwolken bietet sich von hier aus ein überwältigender Blick auf die Festung, die sich über den Smotrych erhebt, als sei sie ganz aus Fels gewachsen. Spitz zulaufende Wehrtürme, Schießscharten und alte Ge-

mäuer machen sie zu einer idealen Filmkulisse. Die Anlage ähnelt einer Ritterburg aus Kunststoff, die ich als Kind besaß. Soweit ich mich erinnere, währte die Phase, in der ich mich für Ritterspiele und die Kriegskunst mit Plastikfiguren begeisterte, nur kurz.

## **Patron der Armen Seelen**

Vor zwei Tagen fragte mich die Verkäuferin in der Vorverkaufskasse, welches Abteil im Zug nach Lemberg (Lwiw) sie für mich reservieren solle. Sie nannte vier Kategorien, von denen ich mir nur „kupe“ und „plazkarta“ merken konnte. Weil es so schön klang und vor allem mühelos auszusprechen war, entschloss ich mich für „plazkarta“: Sechs Stunden Zugfahrt für umgerechnet vier Euro! Ich bin mir nicht sicher, ob früh morgens schon die Trolleybusse fahren. Fahrpläne gibt es nicht und die ausschließlich ukrainisch sprechenden Damen an der Hotelrezeption sind sich in dieser Frage nicht einig. Da ich eine grundsätzliche Abneigung gegen Taxis hege – ich fühle mich von Taxifahrern stets betrogen und kann mich mit dem Gedanken an einen Chauffeur nur schwer anfreunden – stelle ich mich trotzdem an die Haltestelle. Und tatsächlich: Der Nahverkehr rollt schon vor sechs Uhr über die Hauptstraße von Czernowitz. Noch immer regnet es. Auch um diese Zeit ist der Bus bereits überfüllt. Das Stehen mit dem schweren Rucksack auf dem Rücken erfordert höchste Konzentration und ein feines, hellseherisches Gespür für bevorstehende Schlaglöcher. Wegen des Regens kondensiert die Luftfeuchtigkeit an den Fensterscheiben. Zudem ist es draußen noch dunkel, so dass ich nicht erkennen kann, wo ich aussteigen muss. Ein wenig nervös wische ich mit der Hand ein kleines Sichtfenster frei: Noch sind wir in der Stadt. Ein recht junger Mann, der ebenfalls einen Rucksack trägt, spricht mich auf Englisch an und erklärt mir treffsicher, er wolle auch zum

Bahnhof und werde mir Bescheid sagen, wenn wir da sind. Auch er, Maxim, sei auf dem Weg nach Lemberg. Entsetzt stellt er beim Blick auf meine Fahrkarte fest, dass ich viel zu viel Geld für die Reise ausgegeben hätte. Vier Euro, ich hätte in seiner Klasse die Reise für ein Viertel dieses ihm offenbar astronomisch erscheinenden Preises haben können. Er erklärt mir den Unterschied zwischen den vier Klassen, deren Bezeichnungen zum Glück im Kleingedruckten auf meiner Fahrkarte aufgeführt sind. Ich muss sie mir also nicht merken. Wir verabreden uns für den Bahnhof in Lemberg; zunächst besteigen wir aber getrennte Waggons. Der Schaffner nimmt mir schon beim Einstieg die Fahrkarte ab und murmelt eine Zahl – meine Platznummer. Aus Maxims Reaktion hatte ich geschlossen, dass ich eine unglaublich luxuriöse Reiseklasse gewählt hätte. Tatsächlich ist „plazkarta“ allerdings nichts anders, als ein großer Schlafsaal auf Rädern. Anders als im „kupe“ sind die Abteile nicht voneinander getrennt und auch auf den Gängen sind Pritschen angebracht, die nachts als Liege und tagsüber als Sitz dienen. Viele junge, sehr junge Leute sind im Zug und bringen eine ausgelassene Stimmung in den dämmernden Morgen. Draußen auf dem Bahnsteig tönt aus dem Lautsprecher ein heroischer Marsch. Der Zug setzt sich schwerfällig in Bewegung, das regelmäßige, knatternde Fahrgeräusch wird lauter und lauter und in langen Streifen rinnt der Regen am Zugfenster hinab. Durch die trübe Landschaft geht es über Kolomea, Stanislaw und Halytsch nach Lemberg. Der Schaffner versorgt die Reisenden mit heißem Tee, den er stilvoll in einem alten, von einer silbernen Einfassung getragenen Teeglas serviert.

Auf dem Bahnsteig in Lemberg treffe ich Maxim wieder. Er verbringt einige Tage bei polnischen Freunden, die auf der Buchmesse arbeiten. Auch um ein paar Schnäppchen zu machen, wie er sagt, um aber gleich einzuschränken, dass es ihm vor allem um ein bisschen Abwechslung gehe. Ma-

xim begleitet mich ein Stück meines Weges in die Innenstadt. Auf der erstaunlich langen Fahrt mit der Tram, die erst einmal um die ganze Stadt herumzufahren scheint, erzählt er ein wenig von sich: Sein Vater stamme aus Tschechien, seine Mutter aus Kasachstan, er selbst sei in Czernowitz aufgewachsen und spreche sowohl Russisch als auch Ukrainisch als Muttersprachen. Des Öfteren verbringe er die Ferien in internationalen Workcamps in der Ukraine und habe sich so einen kleinen, internationalen Freundeskreis aufgebaut. Sein großes Ziel sei derzeit – Maxim betont, dass es sich häufig ändere – ein Freiwilliges Soziales Jahr in Deutschland. Wir besuchen die armenische Himmelfahrtskathedrale, von der er sagt, es sei sein Lieblingsort in Lemberg. Für einen Atheisten eine erstaunliche Präferenz. Am beeindruckendsten ist ein Fresko aus den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Jan Henryk Rosen stellte darauf den verstorbenen Benediktiner St. Odilo dar, Schutzheiliger der Armen Seelen im Fegefeuer. Er wird von Mönchen zu seiner letzten Ruhestätte gebracht. Einer von ihnen wendet seinen Blick erschrocken zur Seite. Zu sehen sind dort schattenhafte Umrisse von Männern in Kutten, die – ebenfalls nur schemenhaft erkennbare – Kerzen tragen. Es sind die Seelen der verstorbenen Mönche. Darunter steht in polnischer Sprache: "Oh heiliger Odilo, Patron der Armen Seelen, wir, die Verstorbenen, begleiten Deinen Sarg."

Vor meinem Hotel verabschieden wir uns. Maxim erfragt an der Rezeption noch die Telefonnummer meines Zimmers, damit wir uns in den nächsten Tagen noch einmal treffen können. Er scheint daran sehr interessiert zu sein, behandelt seine eigene Telefonnummer aber wie ein Staatsgeheimnis.

Das „George“ ist ein scheinbar edles Hotel im Stil der Neorenaissance und liegt wunderbar zentral am Ende des Frei-

heitsboulevards. Eine elegante, mit blauem Teppich ausgekleidete Marmortreppe führt in die oberen Etagen. Livrierte Hoteldiener stehen, wenn auch etwas unterbeschäftigt, im Foyer. Die Damen an der Rezeption sind ungewöhnlich freundlich und sprechen entweder fließend Polnisch oder Englisch. Das Beherrschen der deutschen Sprache hingegen ist ein eher seltenes Relikt geworden. Der Widerschein des alten Habsburg, von dem der Ruf des Hotels lebt, hat auch an anderer Stelle mit der Realität wenig gemein. Es gibt Zimmer unterschiedlicher Güte und Preise. Dem Reisenden wird vor Ort stets die höchste Kategorie angeboten. Nur im Internet bietet das „George“ auch Zimmer ohne Dusche und Toilette an. Für 25 Euro ein in Lemberg konkurrenzloses Angebot.

## **Lemberg wandert westwärts**

Vor ziemlich genau zehn Jahren bereiste ich die Ukraine zum ersten Mal. Auch damals machte ich Station in Lemberg. Viel konnte ich von der Stadt nicht sehen, weil ich von der Krim einen unangenehmen Virus mitbrachte, der es mir nicht erlaubte, mich weiter als einige hundert Meter von der nächsten Toilette zu entfernen. Aber schon auf den ersten Blick könnte der Unterschied zu damals augenfälliger nicht sein: Lemberg erschien mir wie eine unentdeckte Offenbarung. Die vollständig erhaltene Altstadt war noch nicht von bunter Werbung überdeckt, weit weniger Autos als heute verstopften die Straßen und vor allem Gastronomie und Tourismus waren gerade erst am Entstehen. Polnische Heimwehtouristen und ein paar verwegene Besucher aus visumpflichtigen Staaten wie Deutschland fielen seinerzeit im Straßenbild kaum auf. Japanische Touristen in Lemberg – undenkbar. Ganz anders ist Lemberg heute aufgestellt: In der Altstadt konkurrieren zahlreiche Cafés und Restaurants mit ordentlichem Standard um die Gunst der Gäste, am

Freiheitsboulevard werben unzählige Geschäfte und Boutiquen mit greller Reklame und Beleuchtung um Kunden. Natürlich ist die Altstadt noch immer da, aber sie scheint, obwohl viele Gebäude renoviert wurden, hinter dem pulsierenden Leben auf den Straßen in die zweite Reihe zu treten. Mir ist klar, dass Nostalgie fehl am Platz ist, wenn das Einheitsgrau durch eine ordentliche Portion Farbe ersetzt wird. Dennoch ist Lemberg eine andere Stadt geworden und hat sich in Riesenschritten dem Westen angenähert.

Der Freiheitsboulevard bildet den pulsierenden Kern der ehemaligen Hauptstadt Galiziens. Er reicht von meinem Hotel über die Mickiewicz-Statue bis zum Opernhaus. Der Straßenverkehr umtost einen breiten Mittelstreifen, auf dem selbst bei dem anhaltenden Regen dieser Tage die Menschen ihren schnellen Gang ein wenig drosseln und unter Regenschirmen flanieren. Unter dem Denkmal für den allgegenwärtigen Nationalschriftsteller Taras Schewtschenko versammeln sich allerlei Gestalten, die politische Reden schwingen und sich teilweise eng beschriebene Plakate um den Bauch gehängt haben. So eine Art Speaker's Corner. Gegenüber hat der Block Julia Timoschenko eine riesige Bühne aufgebaut. Rund um die Uhr treten Musiker auf, die eine gelungene und tanzbare Mischung aus ukrainischem Rock, Pop, Folk und Schlager zum Besten geben. Ein kräftiger Sänger wirbelt mit dem Mikrofon über die Bühne, knapp bekleidete Damen werfen im Hintergrund ihre langen Haare hin und her. Eine ausgelassene, sehr sympathische Menschenmenge hat sich hier versammelt, einige sind auch nur, so wie ich, einfach auf dem Weg hängen geblieben. Es ist kalt geworden, mehr als acht Grad zeigt das Thermometer auch tagsüber nicht. Aber immerhin hat der Regen nachgelassen. Die Farbe Orange ist übrigens nirgendwo zu sehen. Timoschenko hat sich für die ständig stattfindenden Wahlkämpfe ein neues Erkennungszeichen

einfallen lassen: Rote Herzen. Sie sind überall im Stadtbild präsent.

Am Abend lerne ich in einem Café Serhij kennen. Er arbeitet in einer Bank, abwechselnd in Kiew und Lemberg. Ukrainischer Jet-Set sozusagen. Sein Deutsch ist perfekt, jede sprachliche Wendung klingt geschliffener, als bei den meisten Muttersprachlern. Ich vermute zunächst sogar, dass er deutschsprachiger Herkunft ist. Tatsächlich habe er für ein paar Monate in Berlin gelebt, aus beruflichen Gründen. Seine perfekte Aussprache erklärt das aber noch nicht. Die Gelegenheit ist günstig, ein paar Fragen über die Ukraine loszuwerden, für deren Beantwortung sich bislang niemand gefunden hat. Im Verlauf des Gesprächs gewinne ich aber den Eindruck, dass Serhij für das Land wenig repräsentativ ist. Er ist Mitte dreißig und lebt bei seinen Eltern in einem noblen Vorort Lembergs. Als Investmentbanker verdient er mehr als ordentlich und bewegt sich sicher in finanziellen Sphären, von denen die meisten hier nicht einmal zu träumen wagen. Seine Kleidung – eine gelungene, modische Mischung aus flottem Outdoor-Equipment und dem Fundus von Merchant Ivory Productions – spiegelt diese Exotik wider.

Die Aufgabe, Lemberg gegen die aus Osten drohende Gefahr zu decken, wurde am 23. August 1914 in die Hände des die dritte Armee befehligenden Kavalleriegenerals Brudermann gelegt, dem hierzu vorübergehend das XII. Korps samt achter Kavalleriedivision der Gruppe Kövess zur Verfügung gestellt wurde.

Serhij spricht in den höchsten Tönen von der ukrainischen Nationalkirche, den Unierten. Wie liberal sie im Vergleich zu den Orthodoxen sei, wie modern, wie weltgewandt und

dennoch östlich. Katholisch sei er, ja, wie alle Unierten, aber eben auch ukrainisch. Wie viele seiner Altersgenossen, sei er während des Kommunismus im Untergrund getauft worden, als die Unierte Kirche noch verboten und nachdem ihr Besitz an die Orthodoxie übereignet worden war. Selbst in geschäftlichen Gesprächen nutze ihm heute der Hinweis auf seine Konfession, insbesondere in Kiew, wenn es darum gehe, ein unerwünschtes Gespräch zu beenden.

Nichtsdestoweniger beginne ich den nächsten Morgen mit einer römisch-katholischen Messe in der gotischen Kathedrale Mariä Aufnahme in den Himmel. Sie ist das Zentrum des römischen Katholizismus in der Westukraine und das wohl wichtigste Ziel polnischer Touristen. Die meisten Gläubigen scheinen heute Morgen aber einheimische Polen zu sein. Wie im ganzen Land ist auch hier ein Teil des Gotteshauses eine Baustelle. Nach meinen vielen Pilgerreisen in Polen kommt mir der Gottesdienst nahezu vertraut vor. Ich kenne die Lieder, ich kann viele liturgische Worte mitsprechen. Dennoch befremdet mich die konservative Sitte, den Leib Christi als Mundkommunion im Knien entgegenzunehmen. Mein Rundgang durch die Stadt führt mich vor die Tore der etwas außerhalb gelegenen, unierten Georgskathedrale. Auf dem Weg dorthin komme ich immer wieder an vollen Kirchen vorbei; Gläubige verfolgen die Gottesdienste über Lautsprecher auf dem Trottoir. Es ist ein ganz gewöhnlicher Sonntag. In St. Georg herrscht gerade ein gediegener Trubel. Feierlich gekleidete Familien drängen sich um ein paar schreiende Kleinkinder. Es wird getauft. Eigentlich möchte ich mich als fremder Zuschauer dieser doch sehr familiären Zeremonie nicht unbedingt aufdrängen. Ganz davon abgesehen ist das Geschrei der Täuflinge unerträglich. Aber gerade, als ich die Kathedrale durch den Haupteingang unauffällig verlassen möchte, schließt der Mesner die Tür und verweist mich auf den Sei-

tenausgang, den ich natürlich nur erreiche, indem ich unmittelbar durch das Geschehen laufe.

Der Regen hat nur eine kurze Pause eingelegt. Nun drückt er sich wieder wie eine dicke Schicht Watte auf die Stadt. Regen bedeutet in der Ukraine, dass man gleich von allen Seiten nass wird. Ein Schirm nutzt vor allem dann wenig, wenn die Pfützen auf den Bürgersteigen unberechenbar tief sind und Autos ohne Rücksicht auf Verluste Passanten unter Wasser setzen, die leichtsinnig am Straßenrand stehen. Allerdings fällt auf, dass dies fast ausschließlich Geländewagen oder ähnlich robuste Gefährte tun. Alle anderen fahren bei derart starkem Regen lieber vorsichtig, man weiß ja nie, wie weit ein Schlagloch unter der Wasseroberfläche in die Tiefe geht.

Nachdem ich mich so lange mit dem Ersten Weltkrieg in Galizien beschäftigt habe, wollte ich ohnehin ein wenig Zeit im Historischen Museum am Marktplatz verbringen. Der Zeitpunkt ist dafür ideal. Der Besucherandrang hält sich in Grenzen; lange bin ich der einzige Gast. Für mich wird das Licht angeschaltet und es setzen sich Aufseherinnen in jeden einzelnen Raum, den ich betrete. Sie strahlen eine Selbstgewissheit und Wichtigkeit aus, als handele es sich um eine Gemälde-Ausstellung von unschätzbarem Wert. Das Museum besteht aus drei Abteilungen, die jeweils unterschiedliche Themen behandeln: Die Zeit von 1914 – 1920 (also den Ersten Weltkrieg und den erfolglosen Bürgerkrieg um die Unabhängigkeit), den Zweiten Weltkrieg und schließlich das Kapitel „Ukrainer im Exil“. Sämtliche Darstellungen stammen aus der Zeit nach der Unabhängigkeit der Ukraine von der Sowjetunion. Betrachtet man die Exponate sowie deren Arrangement und liest man die Beschreibungen, von denen immerhin eine kurze englische Übersetzung vorhanden ist, springt aber sofort der propagandistische Duktus ins Auge, der sich in nichts von der

Zeit vor 1991 unterscheidet. Natürlich gab es in der Ukraine in den vierziger Jahren nur edle Patrioten; Hinweise auf den verbreiteten Antisemitismus, die Beteiligung ukrainischer Nationalisten an der Ermordung der Juden oder gar eine kritische Darstellung der paramilitärischen Einheiten sucht man hier vergebens. Vielmehr läuft die ganze Geschichtsdarstellung nachgerade zwangsläufig auf die Unabhängigkeit vor siebzehn Jahren zu. Die Naturgesetzlichkeit dieser Entwicklung erinnert doch sehr an frühere Dogmen, nach denen der Kapitalismus keine andere Wahl habe, als im Chaos zu enden und schließlich den Sozialismus und Kommunismus hervorzubringen. Die hohe Zahl der gezeigten Objekte verstellt dabei geschickt den Blick für geschichtliche Zusammenhänge. Was sagt die schlechte Schwarzweiß-Fotografie der zwei Pfadfinder aus den siebziger Jahren aus, die in Neu York ein Transparent für die freie Ukraine hochhalten?

## **Nekropolis Lychakivski**

Den Nachmittag dieses trüben Tages verbringe ich mit einem längeren Spaziergang durch die Innenstadt. Das klingt nach einem einfachen Unterfangen. Zahlreiche Baustellen erschweren die Fortbewegung allerdings erheblich. Als Fußgänger muss man sich zwischen hohen Erd- und Steinhügeln durch matschiges Gelände hindurchquälen. In einigen Löchern sammelt sich das Grundwasser.

Wenige hundert Meter vor dem Friedhof befindet sich das ausgedehnte Areal eines Sanatoriums. Dessen alte, stattliche Gebäude sind hinter den hohen Weiden kaum zu erkennen. Ihre Giebel tragen noch lateinische Inschriften: Pathologia, Anatomia, Medicina Forensis, Physiologia. Das Areal wirkt wie ausgestorben; nur eine kleine Gruppe jugendlicher Skater rollt über den löchrigen Asphalt. Unmit-

telbar gegenüber steht eine Apotheke, die in den siebziger oder achtziger Jahren errichtet worden sein dürfte. Ein schnöder Plattenbau, dessen Vorderseite das Mosaik einer Apothekerin im Stil des Sozialistischen Realismus ziert.

Der Lychakivski-Friedhof wartet gleich hinter dem Eingang mit den beeindruckendsten Grabmalen auf. Iwan Franko, einer der bekanntesten ukrainischen Dichter und Schriftsteller, liegt hier begraben. Ein recht kommunikativer Herr kommt auf mich zu und bittet mich, einer japanischen Touristin, die ihn offenbar angesprochen hat, zu erklären, warum auf dem Grab eines Dichters ausgerechnet ein Arbeiter mit einer Axt zu sehen ist. Ich versuche, der jungen Frau auf Englisch zu erläutern, was ich kurz vorher selbst erst im Reiseführer gelesen habe, nämlich dass die Figur „Großer Steinbrucharbeiter“ einem der Gedichte Frankos nachempfunden ist. In der Folge kommt es zu einem höchst merkwürdigen, nahezu babylonischen Gesprächsverlauf zwischen der Japanerin, dem Ukrainer und mir.

Benutzt wurde der Friedhof stets von allen christlichen Konfessionen Lembergs. Hier die letzte Ruhestätte zu finden, war vor allem ein Privileg der Oberschicht und der Intelligenz. Helden jeglicher Couleur konkurrieren um das aufwändigste, nachdenklichste oder pompöseste Grabmal. Ziel gerade der polnischen Touristen ist jedoch der hintere Teil des Friedhofs – Orląt. Das Mausoleum der polnischen Verteidiger von Lemberg erinnert an die „Adler“, eine Gruppe vorwiegend junger Soldaten, die im polnisch-ukrainischen Krieg von 1918 umkamen und hier begraben liegen. Auch ausländische Freiwillige aus Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika waren darunter. Im Jahre 1971 wurde das Areal mit Panzern zerstört und bis in die achtziger Jahre als Müllhalde genutzt – Grund für seine Errichtung war es schließlich, polnische Ansprüche auf den Osten Galiziens zu untermauern. Erst die polnische Unterstützung

der Revolution in Orange machte die gemeinsame Wiedererrichtung des Mausoleums möglich. In Sichtweite steht eine Kapelle für den Präsidenten der kurz nach dem Zweiten Weltkrieg errichteten Westukrainischen Volksrepublik, Jewgeni Petruschewitsch. Dieses labile Staatsgebilde wurde bereits 1920 wieder Polen zugeteilt. Neben den polnischen Verteidigern der Stadt gedenkt die Ukraine übrigens auch den Sitscher Schützen, die im Ersten Weltkrieg auf Seiten Österreich-Ungarns gegen Russland kämpften. Fremdenführer langweilen polnische Schulklassen mit nicht enden wollenden Vorträgen, tiefe Wolken ziehen über dem steilen Friedhofshügel und es fallen ein paar Tropfen.

## **Stanislau – moje misto**

Die Tram zum Bahnhof lässt sich Zeit. Fast eine halbe Stunde warte ich inmitten eines stetig anwachsenden Pulks Berufstätiger auf eine völlig überfüllte Straßenbahn. Gerade noch rechtzeitig erreiche ich den Hauptbahnhof und kaufe rasch die Fahrkarte nach Stanislau (Iwano-Frankiwsk). Ausdrücklich bitte ich um „zahalni vahon“, also um die unterste Klasse. Wieder bekomme ich nur eine „plazkarta“. In dem eiskalten Wagon ist wenig los. Mein Gegenüber studiert Touristik in Stanislau und spricht ein paar Brocken Englisch. Wie er damit allerdings internationale Touristen betreuen will, bleibt mir ein Rätsel. Aber immerhin haben wir mehrere Stunden Zeit, um ein paar Informationen auszutauschen. Um sein Studium zu finanzieren, arbeite mein Mitreisender als Webmaster für ein privates Unternehmen. Seine „zukünftige Frau“, die er nach dem gerade erst begonnenen Studium erst zu heiraten beabsichtige, wohne in Lemberg, weshalb er häufig mit diesem frühen Zug nach Stanislau pendele. Eigentlich komme er aus Kolomea; seine Eltern wohnten dort noch. Während meiner Reise reagieren die Einheimischen entweder völlig erstaunt darauf,

Fremde an Orten zu treffen, an denen man sie nicht vermutet, oder sie nehmen es so selbstverständlich hin, als hätten sie niemand anderen dort erwartet. Der Student fällt eindeutig in letztere Kategorie. Er nimmt einfach zur Kenntnis, dass ich den Garnisonsort meines Großvaters besuchen und dort die k.u.k. Kavallerie-Kaserne finden möchte. Angesprochen auf die Geschichte Stanislaus muss er allerdings passen. Darüber wisse er überhaupt nichts; er stamme schließlich aus Kolomea. Allerdings ist ihm völlig unbekannt, dass auch Kolomea eine habsburgische Vergangenheit hat. Es prallt einfach an ihm ab. Nicht, dass er unfreundlich wäre oder mich für verrückt halten würde, nein, es erscheint ihm einfach derart unwichtig, wie es vor hundert Jahren in seinem Land aussah, dass er mit meiner Frage nach einer allfälligen Anlaufstation für meine Suche in Stanislaus passen muss. Die Ukraine ist für ihn schon immer Ukraine gewesen. Viel Erfolg wünscht er mir dennoch.

11. August 1914: Die achte Kavalleriedivision befand sich unter dem Befehl von Kövess am rechten Flügel der aufmarschierenden Streitkräfte bei Stanislaus am Stryj.

Nach diesem recht unbefriedigenden Gespräch schwindet meine Hoffnung, überhaupt noch irgendetwas zu finden, das in Stanislaus an die Habsburgerzeit erinnert. Dabei ist es doch gerade diese Stadt, die seit einigen Jahren wieder mit dem Begriff „Mitteleuropa“ eine größere Bekanntheit erreicht hat. Grund dafür ist der Schriftsteller und Essayist Jurij Andruchowjtsch, der in seinen meist recht experimentellen Werken immer wieder über die Westukraine als Bestandteil Europas schreibt. Europa nimmt bei ihm zwar nicht unbedingt die Gestalt der Donaumonarchie an, aber es wird deutlich, dass diese Vergangenheit Andrucho-

wytsch sehr inspiriert. Wohl nicht zuletzt deshalb ist der Autor in Deutschland so erfolgreich. Vor einigen Jahren verbrachte er ein ganzes Jahr im Rahmen eines DAAD-Stipendiums in Berlin. Oft begegnete ich ihm auf dem Bahnhof Charlottenburg, wagte es aber nie, ihn anzusprechen. Was hätte ich ihn auch fragen sollen? Über Stanislaw sagt der Schriftsteller: „Die Helden Joseph Roths haben in solchen Städten genächtigt, um sich auf dem Weg nach New York noch mal ein Zimmermädchen vorzunehmen“.

Kultur und Literatur haben für Andruchowytch mehr mit Geografie zu tun, als Staatsgrenzen. Die Zuwanderung aus den Steppen des Ostens empfindet er als „Verlumpung“. Wer würde ihm widersprechen beim Anblick der schweren Silberketten, Jogginghosen und maschinengeschorenen Köpfen, kurz: des homo sovieticus, der noch immer das öffentliche Leben dominiert? Und wie schmerzlich muss der Umstand sein, dass die Schengen-Grenze für unabsehbare Zeit einen Ausgleich verhindert? Es muss diese Gemengelage gewesen sein, die Andruchowytch zu seiner EU-kritischen Rede anlässlich einer Preisverleihung auf der Leipziger Buchmesse im Jahre 2006 bewogen hat: "Vielleicht hat Europa einfach Angst? Vielleicht hat es Angst vor Europa, vor sich selbst? Vielleicht verschließt es sich gerade deswegen vor uns, weil wir uns seine Werte so sehr zu Herzen genommen haben, dass sie zu unseren Werten wurden? Weil es nämlich selbst schon lange keinen Bezug mehr zu diesen Werten hat? Und das, was es im Grunde anstrebt, ist – sich nicht zu verändern. Und gerade diese Unfähigkeit, sich zu verändern, pflegt es insgeheim als höchsten Wert?"

Vor dem Ende des Ersten Weltkrieges hatte Stanislaw etwa 60.000 Einwohner, je ein Drittel davon waren Ukrainer, Polen und Juden. Die Ermordung der Juden durch die deutsche Besatzung und die Vertreibung der Polen durch die

Sowjetmacht beendeten das typisch galizische Völkergemisch. Zur Dreihundertjahrfeier im Jahre 1962 wurde das frühere Stanislawiw in Iwano-Frankiwsk umbenannt; eine Rückbenennung scheint heute in greifbarer Nähe.

Eine Statue des Schriftstellers und Sozialkritikers der Habsburger Epoche Ivan Franko, den die Sowjets zum ukrainischen Revolutionshelden stilisierten, thront in Stanislau vor dem Musik- und Drama-Theater im Stadtzentrum. Um vom Bahnhof aus dorthin zu gelangen, passiert man ein weiteres Denkmal, die weinende „Mutter Heimat“. Sämtliche Straßen Stanislaus sind an diesem Tag heillos verstopft. Dieser überdimensionierte Stau erweckt den Eindruck, heute seien alle irgendwohin unterwegs. Vermutlich ist das der ganz normale Alltag in einem Land, dessen Infrastruktur mehr und mehr verfällt. Überall stinkt es nach Abgasen, denn auch im Dauerstau ist kein Autofahrer bereit, den Motor auszuschalten. Nicht im Traum würden sie außerdem daran denken, einen Weg für Fußgänger freizuhalten. Es wird wild geparkt; Trottoirs sind teilweise vollständig blockiert. Andererseits käme auch nie ein ukrainischer Fußgänger auf den Gedanken, es könnte auch anders sein. Umso erstaunter bin ich, in der Innenstadt eine moderne Fußgängerzone – die Straße der Unabhängigkeit – vorzufinden: Geschäfte, Restaurants, Cafés und die obligatorischen Beleuchtungskörper, die wie Weihnachtsdekoration zwischen den Laternen aufgespannt sind.

In der Hoffnung, hier vielleicht ein paar historische Bücher über Stanislau zu finden, betrete ich einen größeren Buchladen. Meine Enttäuschung ist groß, als wieder nur Groschenromane, Kinderbücher, Schulbedarf und Poster mit dem Konterfei des Präsidenten Juschtschenko im Angebot sind. Die meisten Waren sind nicht direkt zugänglich, sondern werden vom Verkaufspersonal auf Wunsch aus dem Regal genommen, das hinter dem Verkaufstresen steht. Ein

paar Häuser weiter entdecke ich aber einen kleinen, unscheinbaren Buchladen, der sich als wahre Fundgrube herausstellt. Lange Zeit verbringe ich damit, die zahlreichen Bände aus der Reihe „moje misto“ – meine Stadt – durchzublättern. Darin werden die verschiedenen Epochen der Stadtgeschichte Stanislaus behandelt. Leider auf Ukrainisch, so dass ich nur bei den vielen Abbildungen, vor allem den historischen Postkarten, hängen bleibe. Ich kaufe den Band über die Garnisonsstadt Stanislau, in dem auch zwei Bilder der k.u.k. Kavallerie-Kaserne zu finden sind. Autor ist der dreißigjährige, in Potsdam geborene Iwan Bondarew. Etwa im selben Alter sind auch die Betreiber des Buchladens. Einer von ihnen fällt mir besonders auf. Ich überlege, weshalb, und vermute, es liegt daran, dass er eine Brille trägt. Er könnte genauso gut in München oder Krakau arbeiten. Ich erinnere mich an kein einziges männliches Gesicht mit einer Brille, das ich während meiner zurückliegenden Tage in der Ukraine gesehen hätte. Sehen die Menschen hier besser als bei uns? Tragen sie aus Eitelkeit Kontaktlinsen oder können sie sich weder diese, noch ordentliche Brillen leisten? Es sind mehrere Umstände, die in dieser kleinen Buchhandlung ein Gefühl der Vertrautheit schaffen. Auch die Vitrine am Eingang gehört dazu. Dort werden Fotoaufnahmen von ukrainischen Nationalisten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges gezeigt. Während sie in den staatlichen Museen noch als Helden verehrt werden, erscheinen sie hier als jene zwielichtigen politischen Gestalten, die sie historisch wohl auch waren. Nirgendwo sonst konnte ich ein solches Anzeichen einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte entdecken.

Aber zurück zu dem Buchhändler mit der Brille. Meine Frage, ob ich mit ihm auf Polnisch reden dürfte, verwundert ihn. Selbstverständlich könne ich das. Ich ziehe den Computerausdruck eines alten polnischen Stadtplans von Stanislau aus der Tasche und deute auf die Straße, in der da-

mals die Kavallerie-Kaserne stand. Ob es sie noch gibt, möchte ich wissen. Ein älterer Herr aus Polen, der vermutlich am Ende des Zweiten Weltkrieges aus Stanislaw vertrieben wurde und nun im Internet eine Website über die polnische Zeit der Stadt betreibt, erklärte mir zwar, die Kaserne sei abgerissen und nun stünden dort einfache Wohnblocks. Das alte Foto, das er mir schickte, entsprach jedoch ganz und gar nicht dem, das in meinem gerade erworbenen Buch zu sehen ist. Ich vermute also, er hat die Kasernen verwechselt. Schließlich gab es auch noch eine Infanterie- und eine Artilleriekaserne. Der Buchhändler bestätigt meinen Verdacht. Die Kavallerie-Kaserne gebe es tatsächlich noch, dort sei irgendein Rechtsinstitut untergebracht. Auf einem aktuellen Stadtplan erklärt er mir, wie ich dort hinkomme. Ich nehme die Gelegenheit wahr, ihn gleich noch nach eventuellen Antiquariaten oder Ähnlichem zu fragen, vielleicht findet sich dort ja auch noch etwas Interessantes zur Stadtgeschichte. Ja, ein Antiquariat gebe es, antwortet er, es befinde sich zwischen dem Hotel Dnistr und dem Fotostudio Rembrandt, eigentlich sei es nicht zu verfehlen. Mein Interesse an dem Antiquariat ist plötzlich verschwunden. Ich nehme das alte Foto aus der Tasche, auf dem mein Großvater in Uniform zu sehen ist. Aufgenommen wurde es vor dem Ersten Weltkrieg im Fotostudio Rembrandt in Stanislaw. Das Emblem der Firma ist auf dem Bildrand eingraviert. Sollte das Fotostudio tatsächlich zwei Weltkriege, den Stalinismus und die wilden Jahre nach der Unabhängigkeit überstanden haben? Wahrscheinlich ist das nicht gerade.

Wenige Minuten später stehe ich vor einem grünen, reichlich verzierten Altbau, der von dichten Lindenbäumen verdeckt wird. Bulevard Sitschowich Striljtsiw Nr. 16. Über den Ladeneingang im Erdgeschoss ragt eine Markise mit der Aufschrift „Fotosalon“. Das Schaufenster daneben, in dem ausschließlich Hochzeitsfotos zu sehen sind, wird von einer

Kodak-Markise überspannt. Dazwischen hängt ein großes Portrait Rembrandts: „Salon eksklusivnoi fotografii“. Billige Deckenplatten aus Styropor und ein äußerst eingeschränktes Warensortiment, das vor allem für die noch analog fotografierende Kundschaft bestimmt zu sein scheint. Da ich die Verkäuferin bei ihrem Kundengespräch nicht stören will, warte ich, bis sie fertig ist und nehme an, dass sie mich zumindest fragen würde, was ich wolle. Weder sie, noch zwei weitere Verkäufer nehmen jedoch Notiz davon, dass ich etwas verlegen und ungelenkt im Laden herumstehe. Kurz darauf tritt eine Frau aus dem eigentlichen Fotoatelier in den Verkaufsraum und geht direkt auf mich zu. Ihr Lächeln ermutigt mich, ihr mit einer kurzen Bemerkung auf Polnisch das Foto meines Großvaters zu zeigen. Ihre Reaktion könnte freundlicher gar nicht sein. Abwechselnd betrachtet sie das Foto und mich: „Wie aus dem Gesicht geschnitten!“ Die anderen Verkäufer interessieren sich überhaupt nicht für mich; sie winkt nur ab und bittet mich in das hintere Atelier. Swetlana heißt sie und spricht mit mir auf Ukrainisch, und zwar extrem deutlich und langsam. Polnisch versteht sie zwar ein wenig, kann es aber nicht sprechen. Erstaunlicherweise verstehen wir einander trotzdem ohne Probleme.

Das Geschäft habe, erklärt Swetalana, seit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ununterbrochen als Fotosalon bestanden, allerdings in unterschiedlichen Eigentumsverhältnissen. Vor fünf Jahren habe die derzeitige Eigentümerin ihm auf Grund einer Recherche im Stadtarchiv den alten Namen wiedergegeben. Swetlana – Sweta – bietet mir an, die Eigentümerin des Salons anzurufen, diese werde sicher begeistert sein von dem Foto. Da ich fürchte, nicht mehr zeitig genug zur Kaserne und dann wieder zurück nach Lemberg zu kommen, sehe ich davon lieber ab. Swetlana zeigt mir dafür ein paar Aufnahmen, die sie von der Eigentümerin gemacht hat. Zu sehen ist eine Frau, vielleicht 45 Jahre alt, die auf

einer Parkbank posiert, blondierte Haare, viel Farbe im Gesicht, die Beine übereinander geschlagen. Der Hintergrund – es handelt sich um den Marktplatz von Stanislaw – ist allerdings ganz offensichtlich digital ausgetauscht worden, aufgenommen hat Sweta das Bild hier im Atelier. An Künstlichkeit ist es nicht zu überbieten.

Es scheint, als messe man die Kunst der Fotografie hier an ganz anderen Maßstäben, als ich es mir vorstellen konnte. Stolz zeigt Sweta mir ein renommiertes ukrainisches Fotomagazin, in dem ihr Kollege Jarema Protsiw, der ebenfalls hier arbeitet, seine Kunstwerke veröffentlicht hat. Bei den meisten Bildern handelt es sich um halbnackte, kunstnebelumwaberte Frauen oder Männer, die statt Hosen und Röcke Zuckerdosen und Milchkannen tragen. Seitenweise die gleichen Motive: Nebel, Menschen, Geschirr zum Anziehen. Merkwürdig.

Sweta selbst arbeitet nur zwei Tage in der Woche im Fotostudio, in der restlichen Zeit ist sie freiberuflich als Fotografin tätig. Meistens hat sie Engagements für Hochzeitsaufnahmen. Ich ahne schon, was jetzt auf mich zukommt. Sweta reicht mir ein dickes Album mit ihren Auftragsarbeiten, die ich allesamt ziemlich schlecht finde. Die unterbelichteten, ohne Beachtung des Hintergrunds und aus meist phantasielosen Perspektiven aufgenommenen Bilder frisch verheirateter Paare wollen kein Ende nehmen. Eine Bildserie interessiert mich dann aber doch. Sie zeigt den Höhepunkt einer orthodoxen Hochzeit in einer paradiesisch geschmückten Kirche: Der Geistliche setzt der Braut und dem Bräutigam die Krone – Symbol für den Heiligen Geist – auf.

Sweta erkundigt sich, ob ich etwas dagegen hätte, wenn sie das Bild reproduzierte, bestimmt werde die Eigentümerin es zu Werbezwecken verwenden wollen. Ich finde die Vorstellung, dass das Portrait meines Großvaters fast hundert Jah-

re nach seiner Entstehung wieder in Stanislaw hängt, äußerst reizvoll. Sweta bereitet eine aufwändige Ablichtung vor: Stativ, Digitalkamera, Streulichtblitz. Auf meine Frage, weshalb sie das Bild nicht einfach einscannt, erklärt sie mir, dass der Salon nicht über einen Scanner verfüge. Ähnlich naiv wie diese Frage muss ihr auch mein Angebot vorkommen, ihr eine eingescannte Datei per E-Mail zu schicken. Einen Zugang zum Internet habe der Laden ebenfalls nicht. Also wird der Abstand fixiert, die Schärfe justiert und die Belichtung ausgemessen. Sweta schießt mehrere Aufnahmen und wählt schließlich die gelungenste aus, um sie in meinem Beisein am Rechner zu retuschieren. Eigentlich, werfe ich ein, als mich diese Prozedur ein wenig zu langweilen beginnt, könnte ich jetzt ja auch gehen. Wozu soll ich ihr bei der Bildbearbeitung Gesellschaft leisten. Enttäuscht schaut mich Sweta an, sie habe gehofft, mir die retuschierte Datei auf CD-ROM brennen und als Dankeschön mitgeben zu können. Selbstverständlich bleibe ich sitzen. Wir verbringen nun schon bestimmt eine Stunde im Atelier, was die Kollegen meiner Gesprächspartnerin zu missbilligen scheinen. Sweta traut sich deshalb nicht, mir die CD-ROM einfach zu schenken. Wenn sie die Eigentümerin wäre, würde sie das selbstverständlich tun, entschuldigt sie sich. Ich zahle den regulären Preis von 16, 50 Hrywnia und wir verabschieden uns unter den skeptischen Blicken der übrigen Verkäufer.

Auf der Tschernowola, einer größeren Ausfallstraße, laufe ich stadtauswärts. Die Abstände zwischen den Häusern werden immer größer, niedrige Altbauten aus der Habsburgerzeit wechseln mit modernen Plattenbauten ab. Hier und da scheinen die früheren polnischen Inschriften unter dem blätternden Putz wieder hervor. Nach etwa einem oder zwei Kilometern finde ich den Buleward Natsjonalnoi Gwardii. In dieser Straße muss die ehemalige Kavallerie-Kaserne sein. Tatsächlich scheint das Gelände rechts und links des „Bou-

levards“, der realistischer als unbedeutende Seitenstraße zu beschreiben ist, noch immer militärisch genutzt zu werden. Ganz am Ende liegt eine aufgelassene Kaserne, in deren Innenhof überlebensgroße, gemalte (!) Soldatenmotive zu sehen sind. Das Tor ist aufgebrochen und hin und wieder sehe ich Menschen aus dem Areal herauskommen. Zumindest die der Straße zugewandten Gebäudeteile werden nicht mehr genutzt, die Fensterscheiben sind eingeschlagen und vor dem Eingang, der skurrilerweise noch bewacht wird, fristet eine Haubitze auf einem schäbigen Marmorsockel ihr Dasein. Hier kann es nicht sein. Der Buchhändler sprach von einem Institut.

Schräg gegenüber befindet sich ein Gebäude, das der Abbildung in dem kleinen Büchlein schon eher ähnelt. Aber ob es das ist? Eigentlich sehen alle Häuser auf dem Gelände hier so aus. Nein, so bekomme ich das nicht heraus. Ich gehe auf drei junge Leute zu, die unter dem Dach einer bewachten Pforte auf etwas zu warten scheinen – zwei Frauen und ein Mann. Möglicherweise Studenten. Meine Frage, ob sie Englisch verstehen, wird sofort von ihm beantwortet. Ja, die beiden Frauen verstünden Englisch, bedeutet er mir auf Ukrainisch. Ich wage es, sie ganz direkt zu fragen, ob sie wüssten, in welchem dieser Gebäude die Kavallerie-Kaserne der k.u.k. Armee untergebracht war. Als hätte ich einfach nur nach der Uhrzeit gefragt, antwortet er ohne Zögern – dieses Mal auf Englisch – dass ich vor dem falschen Gebäude stünde. Das alte Kasernengebäude befinde sich dort drüben. Er bestätigt, dass es ein Rechtsinstitut beherberge. Überrascht von der spontanen Antwort stehe ich noch einen Moment sprachlos da, überlege kurz, bedanke mich und steuere dann direkt auf die richtige Pforte zu. Ohne anzuhalten gehe ich an den recht unaufmerksamen Wachposten vorbei und finde mich mitten auf dem Kommandohof wieder. Die Kaserne selbst ist ein relativ unauffälliger, zweistöckiger Bau im Stil des Klassizismus. Das

Dach so flach, dass man von unten seine Wölbung nur erahnen kann, die Fenster vergittert. Mittelpunkt eines ukrainischen Ehrenmahls im Hof ist der Tryzub (Dreizack), das Hoheitszeichen der Republik. Blumen, Flagge, Parolen, davor der Appellhof. Umrundet wird das Gelände von einzelnen Zeichnungen, auf denen Soldaten jeweils unterschiedliche Grußformen zeigen. Ich wage mich nicht, zu fotografieren. Auch wenn es vermutlich nur eine Ausbildungsstätte für angehende Polizisten ist, betrachten mich die vorbeilaufenden uniformierten Frauen und Männer schon jetzt voller Verwunderung, wenn nicht Misstrauen. Sie nehmen ganz deutlich wahr, dass ich nicht hier her gehöre. Als ich wieder auf der Straße bin, fühle ich denn auch eine gewisse Erleichterung.

Auf dem Rückweg zum Bahnhof sehe ich mir noch die klassischen Sehenswürdigkeiten der Stadt an: Den modernen Rathausturm aus den dreißiger Jahren, die griechisch-katholische Kirche, die armenische Kirche mit ihrem blauen Dach und der goldenen Muttergottesfigur auf dem Giebel, die streng symmetrische alte römisch-katholische Pfarrei, in der heute ein Heimatmuseum untergebracht ist. Die Brauerei, die – gerne glaubt man es der Literatur über Stanislau – von vielen für die wichtigste Einrichtung gehalten wurde, ist fast vollständig verfallen. Ganz anders als der zumindest von außen adrett renovierte Tempel, in dem jetzt ein Geschäft für Baumaterial und ein Reisebüro untergebracht sind. Laut einer an der Außenwand angebrachten Tafel, nutzt auch die jüdische Gemeinde noch einen Teil als Synagoge. Unmittelbar vor dem jüdischen Gotteshaus ist ein Denkmal in den Boden eingelassen, das an die Erschießung von 27 ukrainischen Nationalisten durch die Deutschen im Jahre 1947 erinnert – verziert mit Kreuz und Dreizack.

Am Ende der Fußgängerzone hat der „Kongress der ukrainischen Nationalisten“ seinen Sitz. Rote Fahnen mit schwarzer Schrift künden davon. Auf einem mehrere Meter breiten Plakat wirbt ein smarter Soldat in Kampfuniform für einen Arbeitsvertrag mit der ukrainischen Armee. Er hockt neben einem deutschen Schäferhund, den er zärtlich mit seiner Rechten im Arm hält. In der Linken das Gewehr im Anschlag. Wer meint, es könnte sein Traumberuf sein, wählt einfach die darunter stehende Mobilfunknummer. Ob eine SMS genügt? Auf einem Plakat der von einer Jugendorganisation gegründeten Bürgerrechtspartei „Pora“ („Es ist Zeit“) ist neben zahlreichen Aufnahmen militärischer Gräueltaten an Zivilisten die historische Fünfkreuzflagge Georgiens zu sehen. Die Fotos stammen aus dem kurzen Krieg, der noch vor wenigen Tagen um Südossetien tobte. Die Kräfte der staatlichen Unabhängigkeit des Landes fühlen sich vom Vorgehen Russlands bedroht und befürchten, dass die Ukraine der nächste Schauplatz russischer Aggression werden könnte. Aus Solidarität mit dem angeblich überfallenen Georgien hängt die Flagge des Kaukasuslandes nun in vielen Fenstern und weht von zahlreichen Rathäusern der Westukraine. Die fünf Wunden Christi als Leidenssymbol für die bedrohte Unabhängigkeit? Es fällt auf, wie professionell das Plakat von „Pora“ gestaltet ist. Ebenso übrigens wie der perfekte, für dieses Land höchst ungewöhnliche Internetauftritt der Partei, die auf ihrer Website auch Informationen in einwandfreiem Englisch anbietet und über einen soliden Vorrat an give-aways verfügt.

Gegenüber dem Rathaus hängen alte Ansichten und Postkarten der Stadt Stanislau in einem langgezogenen Korridor. Es ist eine unspektakuläre Ausstellung über die Straßen, Plätze und Gotteshäuser aus den Zeiten, als Österreich-Ungarn und Polen noch die Herrschaft ausübten. Nirgendwo sonst habe ich auf meiner Reise eine ähnliche Sehnsucht nach dieser alten Zeit erlebt. Wie so oft, fragt

man sich auch hier, wie die Geschichte wohl verlaufen wäre, hätte man vorher gewusst, wohin die Reise gehen würde. Die teils renovierte, teils abgefrackte Habsburg-Tristesse der Innenstadt, die Selbstverständlichkeit, mit der Fremde und deren Nachkommen die Geschichte der Stadt, die nicht ihre eigene Geschichte ist, akzeptieren und erkunden, die Idee eines „Mitteleuropa“ hier am Rande der unüberwindlichen Schengen-Grenze, dieses Bewusstsein für den Ort scheint mir auf Stanislau begrenzt zu sein.

Noch immer sind alle Straßen Stanislaus vom dichten Autoverkehr verstopft. Es herrscht Feierabendverkehr, die Berufstätigen zieht es nach Hause. Entsprechend aggressiv tönt das Hupen durch die Stadt. Nachdem ich heute Morgen im Zug nicht nur furchtbar gefroren habe, sondern mich auch des Eindrucks nicht erwehren konnte, er führe mit angezogenen Bremsen, hoffe ich, dass eine Busfahrt nur besser werden kann. Durchnässt, wie ich bin, möchte ich bloß nicht wieder stundenlang in einem kalten Zug sitzen.

Der Busbahnhof ist eigentlich nur eine große Stellfläche vor dem eigentlichen Bahnhofsgebäude. Eine Ein- oder Ausfahrt gibt es nicht; die Busse fahren vorwärts in die Parkbuchten und müssen dann im Rückwärtsgang auf die viel befahrene Straße einbiegen. Die Einweiser, die offenbar den ganzen Tag nichts anders tun, als in den Dieselabgasen zu stehen und zu versuchen, den fahrenden Verkehr anzuhalten, benötigen in diesem Durcheinander etwa eine Viertelstunde, um einem einzigen Bus die Ausfahrt zu ermöglichen. In der Tickethalle herrscht ein wildes Gedränge, die Scheiben sind durch die hohe Luftfeuchtigkeit beschlagen und äußerst ruppige und ungeduldige Fahrgäste machen sich in der Warteschlange gegenseitig das Leben schwer. Als ich mitbekomme, in welchem Kommando-Ton die Dame am Schalter ihre Kunden zusammenschreit, weiß ich nicht, ob ich nicht doch besser darauf hoffen soll, noch

möglichst lange in der Schlange stehen zu dürfen. Plötzlich geht alles ganz schnell, ich sage, wohin ich will und reiche das abgezählte Geld durch das winzige Loch in der verkratzen Plexiglasscheibe: 13,50 Hrywnia. Umgehend faucht sie mich an und wendet sich ab, der nächste bitte. Zum Glück erbarmt sich ein Jugendlicher und erklärt mir, indem er sein eigenes Geld abzählt, dass ich die Zahl einfach nur falsch verstanden habe. Gefordert waren 31,50 Hrywnia. Mit der Geste außergewöhnlicher Großzügigkeit händigt mir die Verkäuferin nun doch noch den Fahrschein aus. Ich beschließe, die Fahrkarten fortan nur noch direkt beim Busfahrer zu erwerben.

„Abfahrt 18:15 Uhr“ steht auf der Fahrkarte. Vor dem Gebäude warten bereits diverse Busse mit der Aufschrift „Lwiw“, allerdings ohne jeglichen Hinweis auf die Abfahrtszeit. Ich steige also in jenen ein, in dem bereits die meisten Leute sitzen und hoffe, dass er auch bald losfährt. Um mich zu vergewissern, frage ich ein junges Paar neben mir nach dem Fahrtziel. Wie üblich antwortet der Mann; er bestätigt, dass es der Bus nach Lemberg sei und er in wenigen Minuten losfahre. In meiner Sprachverwirrung habe ich in meiner einfachen Frage sowohl ukrainische als auch russische Vokabeln verwendet. Dies führt sofort zur Nachfrage seiner Partnerin an ihn, was ich denn für einer sei. Dem Rest des Dialogs kann ich glücklicherweise nicht folgen. Draußen tief hängende Wolken, immer noch intensiver Dauerregen, durchnässte Fußgänger, die über breite Pfützen springen. Zwanzig Minuten lang dringen die dichten Abgase durchs Busfenster ins Innere. Niemand der Fahrgäste stört sich daran. Als der Auspuff den Dreck jedoch unmittelbar ins offene Fenster eines Personenkraftwagens bläst, steigt der hustende Fahrer erzürnt aus, spuckt ein paar Mal heftig auf den Boden und trommelt an die Tür des Busfahrers. Die Situation scheint zu eskalieren und ich sehe mich schon in Stanislaw übernachten. Schließlich greift doch noch einer

der Einweiser ein und schlichtet den Streit, dann verlässt der Bus diese chaotische Stadt.

Die Fahrt wird durch ständiges Anhalten unterbrochen. Jede Bushaltestelle entlang der Landstraße wird bedient; in jedem Dorf hält das Fahrzeug gleich mehrmals. Auch an Kreuzungen, an denen gar keine Haltestelle zu sehen ist, steigen Fahrgäste ein und aus, oft nur, um bis zur nächsten Abbiegung mitzufahren. Es ist schnell dunkel geworden. Zwei kernige Typen in einer der hinteren Sitzreihen stimmen – erst ganz leise, bald immer lauter – melancholische Lieder an. Einer von ihnen, der Dunkelhaarige, wirkt ziemlich angetrunken; seine Fingergelenke sind von einer brüchigen Schorfkruste überzogen. In unglaublichem Tempo leeren er und sein blonder Kumpane mehrere kleine Wodkaflaschen. Der Blonde schläft unmittelbar danach ein; der Dunkelhaarige hingegen steckt den Alkohol weg, als wäre es Wasser gewesen. Als sie ihre Haltestelle erreicht haben, gelingt es ihm nicht, seinen Freund aufzuwecken. Er schleift dessen scheinbar leblosen Körper – durchaus unter Verwunderung der übrigen Fahrgäste – bis zum Ausstieg. So friedlich und liebevoll wirkt diese Szene, dass man gar nicht wissen möchte, wie sich die beiden ihre diversen Wunden zugezogen haben.

Draußen auf der Landstraße, im Stockdunkel dieser galizischen Regennacht, herrscht das Recht des Schnelleren. In gewagten Manövern überholen Kleinwagen den Bus, legen sich voll beladene Lkw in die engen Kurven und staut sich der Verkehr zuweilen hinter nicht beleuchteten, landwirtschaftlichen Fahrzeugen. Bergauf schafft der Bus höchstens Schritttempo. Insgesamt dauert die Fahrt eine Stunde länger, als mit dem Zug. Als wir die Außenbezirke von Lemberg erreichen, steigen die meisten schon in den Trabantenstädten aus. Ich bin nicht sicher, ob der Bus überhaupt noch zum Busbahnhof fährt, oder nicht vielleicht doch

an einer dieser Haltestellen im Niemandsland endet. Wenigstens gibt es hier ein paar Passanten auf der Straße – das ändert sich, als wir die Wohnviertel wieder verlassen. Nur noch drei Frauen sitzen in den vordersten Sitzreihen. Schnellstraßenzubringer, Brücken, Unterführungen, hier und da die verrostete Karosserie eines ausgeschlachteten Autos am Straßenrand ... aussteigen möchte ich hier nicht. Aber nur scheinbar geht es stadtauswärts. Unvermittelt taucht plötzlich ein mächtiger Betonkoloss auf: Der Busbahnhof. Düster und bedrückend wirkt die Architektur, die vermutlich noch aus den achtziger Jahren stammt. Die Anbindung an den städtischen Nahverkehr erfolgt durch einen unscheinbaren Wendekreis, der den Bus- und Tramlinien als Endhaltestelle dient. Die wenigen Minuten, die ich hier stehe, kommen mir wie eine Ewigkeit vor. Aus dem Koloss, der von hier unten wirkt wie ein kafkaeskes Schloss, kommen aber doch noch einige Menschen mit schweren Taschen. In dem Moment, als sie mir verkünden, so spät würde nichts mehr in die Innenstadt fahren, hält ein gelber Kleinbus, der mich kurz vor Mitternacht ganz in der Nähe meines Hotels wieder absetzt.

## **Morgens wie ein Bettelmann**

Ich finde ja immer, das Wichtigste auf einer Reise ist der Reiseführer. Üblicherweise benutze ich den meist hervorragend recherchierten „Lonely Planet“. Für die Westukraine, dachte ich, wäre es sinnvoller, einen polnischen Reiseführer zu kaufen. Das Land gehörte schließlich früher zu Polen. Der ganze historische Kontext ginge bei „Lonely Planet“ verloren. So fuhr ich im Sommer für einen Tag nach Stettin, um mich dort in der großen Buchhandlung Empik umzusehen. Überzeugt hat mich das Buch „Die Westukraine, wo Pruth und Tscheremosch rauschen ...“. Drei Autoren waren daran beteiligt: Ein Ethnologe, dessen For-

schungsschwerpunkt auf den Dialekten und Hochzeitsbräuchen der Huzulen liegt und zwei Historiker, von denen einer sich als „Fan der k.u.k. Monarchie in Galizien“ bezeichnet. Die ausführlichen Ortsbeschreibungen halten auch tatsächlich, was die Kurzvita der Autoren verspricht. Allerdings hat der Reiseführer einen Haken: Seine praktischen Hinweise – also das A und O eines jeden Reiseführers – sind dermaßen unpräzise, dass ich das Buch schnell wieder aus meinem Tagesrucksack verbanne. Wenn sich ein Internet-Café auf einer mehrere Kilometer langen Straße befindet, wäre eine Hausnummer schon ganz hilfreich. Öffnungszeiten oder gar Abfahrtszeiten von Bussen und Bahnen scheinen die drei Autoren für überflüssige Angaben zu halten. Solange es nicht um geschichtliche Darstellungen geht, komme ich mit einer vorsorglich eingepackten Kopie der einschlägigen Seiten eines zehn Jahre alten „Lonely Planet“ noch immer besser zurecht.

An einer Stelle verlässt jedoch auch den „Lonely Planet“ jeglicher Sinn für die Realität. In der Beschreibung des Hotel George heißt es: „All prices include the best breakfast in Ukraine – a feast of cheese, sausage, kasha, bliny with sour cream, bread and apple sauce.“ Da unterwegs das Frühstück für mich die bei Weitem wichtigste Mahlzeit darstellt, hat dieser Satz den Ausschlag für die Wahl des Hotels gegeben.

Die livrierten Portiers in der Hotelhalle und der großartige Treppenaufgang des George rufen sofort Assoziationen zur alten Monarchie hervor; die modernen Rezeptionistinnen holen den Gast zurück in die Jetztzeit. Genau dazwischen liegt der Frühstückssaal: Die Plätze werden den Gästen zugewiesen. Ein Büfett gibt es nicht, stattdessen steht auf jedem Tisch eine Frühstückskarte, die im Einzelnen aufführt, worauf der zahlende Gast ein Anrecht hat: Graubrot, Gurken, Butter, Konfitüre, Wurst – alles mit exakten Ge-

wichts- und Preisangaben. Darunter die alternativen Frühstücksgerichte: Pfannkuchen, Würstchen, Spiegelei. Ebenfalls abgezählt. Außerdem erhält jeder noch eine Tasse Filterkaffee. Eigenartigerweise weist jede Frühstückskarte einen anderen Gesamtpreis aus, obwohl alle übrigen Angaben identisch sind. Unterzeichnet ist dieses Werk vom Chefkellner, vom Chefkoch, vom Kassenwart und natürlich vom Hoteldirektor. Jede Unterschrift ist mit einem Stempel versehen. Erstaunlicher, jedoch, als diese Auflistung ist die Tatsache, dass sich die Kellner penibel genau an die Vorgaben halten. Fast scheint es, als wandten sie die langen Zeitintervalle, die sie zur Rückkehr aus der Küche benötigen, dafür auf, zu kontrollieren, dass kein Gramm Graubrot zu viel auf dem Teller des Gastes landet. Am ersten Morgen werde ich gar nicht gefragt, welches der alternativen Gerichte ich haben möchte. Der verschwitzte Kellner, dessen Ausdünstungen darauf schließen lassen, dass er schon mehrere Tage lang nicht mehr mit Seife in Berührung kam, setzt mir stattdessen winzige Würstchen mit saurem Blumenkohl vor. Ob ich nicht vielleicht doch das Spiegelei haben könnte? Auf meine unverschämte Frage erhalte ich prompt die Antwort: „You had all“. Am Nachbartisch bittet eine ältere englische Dame – die Betonung liegt wirklich auf „Dame“ – höflich, fast übertrieben unterwürfig, um eine zweite Tasse Kaffee. Sie hätte ihn auch bezahlt, stößt bei der gestrengen Chefin des übelriechenden Kellners jedoch ebenfalls auf taube Ohren.

In meinem Reisegepäck liegt unter anderem Joseph Roths Roman „Hotel Savoy“. Jeden Abend vorm Schlafengehen lese ich einen Abschnitt daraus, um am nächsten Tag davon überrascht zu werden, wie ähnlich das George diesem Hotel zu sein scheint. Der Roman ist eine Metapher für das Durcheinander in den Nachfolgestaaten nach dem Ersten Weltkrieg. In einem galizischen Städtchen quartieren sich ganz unterschiedliche, aber allesamt gescheiterte Existen-

zen in einem Hotel ein, das zwar vor dem Krieg bessere Zeiten gesehen hatte, in dem aber alle so tun, als wäre der Glanz nie verblasst. Ausgemergelte Soldaten kehren aus dem Krieg zurück. Wie ein Messias wird ein Milliardär aus Amerika erwartet, der aber nichts anderes im Sinn hat, als das Grab seines Vaters noch einmal zu besuchen. Am Ende des Romans brennt das Hotel bis auf die Grundmauern nieder – Österreich-Ungarn ist zerfallen. Auch in Roths Roman regnet es täglich.

## **Die Friedhofsengel von Drohobytsch**

Für die Fahrt nach Drohobytsch wurde mir empfohlen, einen Bus vom Hauptbahnhof aus zu nehmen. Tatsächlich befindet sich auch dort ein Busbahnhof, dem aber jegliche Infrastruktur fehlt. Im Grunde handelt es sich lediglich um eine langgezogene Baracke, in der vor allem ein Büro und ein Kassenhäuschen untergebracht sind, eine kleine, unzureichende Überdachung sowie um einen Parkplatz, auf dem unzählige kleine Busse und Marschroutkas quer durcheinander stehen. Fahrpläne gibt es keine; man muss eben von Bus zu Bus laufen, um den richtigen zu finden. Manchmal, mit viel Glück, steht neben dem Ziel sogar eine Abfahrtszeit. Die Motoren laufen aus Prinzip, auch wenn der Bus erst in einer halben Stunde losfährt. Abgase ziehen durch die geöffneten Fenster überall hin. Frauen mit berstend vollen, rot-blau karierten Kunststofftaschen quälen sich zwischen den Fahrzeugen hindurch; Sicherheitskräfte lassen sich den Gestank um die Nase wehen.

Drohobytsch liegt gerade einmal sechzig Kilometer von Lemberg entfernt. Zweieinhalb Stunden lang tuckert der Bus durch die sumpfige Landschaft über Dörfer mit unbefestigten Straßen, die nach tagelangem Dauerregen nur noch aus Schlamm bestehen. Ständig kreuzen Rinder den

Weg und zwingen zum Anhalten. Eine Gänseherde läuft einer alten Frau hinterher, die an einer Haltestelle gerade einsteigen will. In einem der Dörfer wird gerade der Markt abgehalten. Frauen im Kopftuch, die allesamt mindestens zwanzig Jahre älter aussehen, als sie sein dürften, rennen wie aufgescheuchte Hühner durch den Matsch und auf die Bustür zu. Sie tragen Taschen voller Obst, Gemüse und lebenden Geflügels. Vor allem aber stinken sie erbärmlich nach warmer Milch. Später, in Drohobytsch, erkenne ich den Geruch in der Markthalle wieder. Es handelt sich nicht einfach um Milch, sondern um eine Art Quark oder Frischkäse, der ganz genauso riecht, auch wenn er köstlich aussieht und sicher auch so schmeckt. So aggressiv wie sie riechen, verhalten sich die Frauen auch. Sie stoßen sich gegenseitig in den ohnehin schon überfüllten Bus, in dem eigentlich gar kein Stehplatz mehr frei ist. Als sie erkennen, dass sie so nicht zum Ziel kommen, ziehen sie ihre Konkurrentinnen an der Jacke wieder aus dem Bus heraus und klettern selber in unbehändigen Schritten aufs Trittbrett. Einige fauchen den Busfahrer an, der schreit zurück. Niemand aus dem Kreise der übrigen Fahrgäste käme auf den Gedanken, ihnen einen Platz anzubieten – ein Verhalten, das hier ansonsten durchaus gebräuchlicher ist, als in Deutschland. Nach wenigen Kilometern steigen die Damen nach und nach alle wieder aus. Als die letzte den Bus verlässt, kommt es mir vor, als wären die Bäuerinnen Figuren aus einem verrückten Traum gewesen. Nur der käsige Geruch ist geblieben und lässt mich – inspiriert durch die Schlaglöcher – an Erbrochenes denken.

Das erste Gebäude hinter dem Busbahnhof in Drohobytsch ist die neoromanische Neue Synagoge, eine von einst sieben in der Stadt. Die meisten Fenster sind zerstört, die Fassade bröckelt, aber dennoch ist es leicht, zu ahnen, wie prächtig das Gebäude gewesen sein muss. Die Vorderseite der Synagoge ist nur mit einem dünnen Draht abgesperrt,

an dem ein provisorisches Warnschild hängt. Der Zustand des Gebäudes, das lange Zeit als Lagerhalle genutzt wurde, lässt erahnen, dass zu Recht vor dem Betreten gewarnt wird. Rings um das Gotteshaus häuft sich der Müll und verschaffen sich Obdachlose und Trinker Erleichterung. Die gotische römisch-katholische Kirche St. Bartholomäus im Zentrum sieht hingegen blitzblank aus, ist aber gerade geschlossen. Auch hier steht wieder eine Statue Johannes Pauls II, wie sie in Polen allgegenwärtig sind. Da die meisten sich verdächtig ähneln, nehme ich an, dass ein findiger Unternehmer sie in alle Welt exportiert.

Es kam zum Nachgeben am Karpatenrande: Der rechte Flügel der zweiten Armee bekam die Gegenmaßnahmen Brussilows zum ersten Mal am 18. Oktober 1914 zu fühlen, als die zum Flankenschutz ausgeschiedenen Kavalleriedivisionen bei Nakujowice westlich von Drohobycz mit den Spitzen der von Sambor herangeführten 34. Russendivision zusammentrafen.

Auf dem Weg zum Marktplatz verhaken sich die aufgespannten Regenschirme in den Drähten und Seilen der Verkaufsstände, an denen die Plastikfolien zum Schutz vor dem Regen aufgehängt sind. Grau ist die Farbe des Tages. Der Belag der Straßen ist so erbärmlich wie überall in der Gegend, die Häuser dafür in ganz passablem Zustand. Das gilt auch für die Villen, die Schule und die pädagogische Hochschule, die in einem besonders herausgeputzten Straßenzug liegen. Wahrzeichen der Stadt ist das klassizistische Rathaus. Die wichtigste Sehenswürdigkeit sind zwei Holzkirchen. Auch sie sind beide verschlossen. Die Georgskirche wirkt wie ein militärisches Fort mit ihrem hohen Glockenturm, während die Kreuzerhöhungskirche im Straßenbild fast hinter dem benachbarten Feuerwehrgebäude

verschwindet. Bekannt wurde Drohobytsch, weil der jüdische, polnisch schreibende Schriftsteller Bruno Schulz („Zimtläden“) im Jahre 1892 hier geboren und 1942 im Ghetto der Stadt ermordet wurde. Ein kleines Museum in dem Haus, das er bewohnte, soll angeblich an ihn erinnern – auch hier stehe ich vor verschlossenen Türen. Eine Gedenktafel in ukrainischer, polnischer und hebräischer Sprache erinnert an Bruno Schulz. Nicht weit davon entfernt hängt an einem unscheinbaren Funktionsgebäude eine Tafel, aus der hervorgeht, dass Georgi Gongadse, der georgisch-ukrainische Journalist, zwei Jahre vor seiner Ermordung hier gearbeitet hat. Am 16. September 2000, genau vor acht Jahren, kam Gongadse nicht mehr von seiner Arbeit nach Hause. Der enthauptete und mit Säure übergossene Leichnam des regierungskritischen Journalisten wurde im November gefunden. Erst nach der Revolution in Orange rollte die Staatsanwaltschaft den Fall neu auf, wurden Angehörige der Sicherheitskräfte verhaftet und beging der ehemalige Innenminister kurz vor seiner Vernehmung Selbstmord.

Viel Zeit verbringe ich auf dem Friedhof am Rande der Stadt. Dahinter befindet sich eine wie ausgestorben wirkende Armeekaserne. Wie schon in Stanislau, weisen auch hier auf dem Appellhof Plakate auf die korrekten Grußformen der Soldaten hin. Unterhalb des Friedhofs decken Bauarbeiter das Dach einer Kirche. Ihre Rufe wirken zwischen den Grabsteinen wie Signale aus einer anderen Welt. Selten sah ich einen derart verwunschenen Friedhof. Möglicherweise liegt das auch an dem einfach nicht enden wollenden Regen, der heute in feinen, aber dichten Fäden aus allen Richtungen zu kommen scheint. Blüten und Äste ragen, von den Tropfen beschwert, wie in einem Miniatur-Urwald über die Gräber, feuchtes Moos hat sich in einer schmierigen Masse über die alten Grabsteine gelegt. Traurige, aber auch kindlich verspielte Engel aus Stein wachen

über die Toten. Den Portraits der verstorbenen Polen hat jemand die Augen ausgestochen; deutsche Gräber gibt es kaum. Hier und da verkünden rote Sterne das Ableben verdienter Genossen. Ich beobachte, wie zwei Mädchen mit Schulranzen durch ein Loch in der Friedhofsmauer das Gräberfeld betreten. Sie mögen zwölf, vielleicht vierzehn Jahre alt sein, älter bestimmt nicht. Zielsicher gehen sie in den hinteren Bereich des Friedhofs und knien vor einem Denkmal nieder, beten dort ein paar Minuten lang, wundern sich über mich, den komischen Kauz mit dem Fotoapparat, und verschwinden wieder. Soweit ich die Inschrift des Denkmals verstehe, wird hier an einige Einwohner der Stadt erinnert, die im Jahre 1946 aus irgendwelchen patriotischen Gründen den Tod fanden.

Als ich am Abend in Lemberg wieder aus dem Bus steige und zum Hotel gehe, fällt mir ein Typ mit einer dicken Wollmütze auf, der an einer Telefonzelle steht und gerade einen Anruf auf seinem Mobiltelefon entgegen nimmt. Merkwürdig finde ich die Wollmütze. Auch wenn es richtig kalt geworden ist, so eisig ist es ja auch wieder nicht. Und warum steht jemand mit seinem eigenen Telefon an der Telefonzelle? Er merkt, dass ich in seine Richtung schaue und erwidert sehr freundlich den Blick. Eine wirklich ungewöhnliche Reaktion hier zu Lande. Viktor beendet das Telefonat und kommt auf mich zu. Ich verstehe kein Wort. Dann einigen wir uns auf Polnisch, weil er kein Englisch spricht. Viktor sei in Lemberg gebürtig, lebe aber seit über fünfzehn Jahren in Madrid. Polnisch habe er erst dort gelernt, von einem polnischen WG-Mitbewohner. Er spricht mit einem starken spanischen Akzent. Für einige Wochen sei er nun auf Besuch bei seinen Eltern, wisse aber nicht so recht, was er mit der Zeit anfangen soll. Freunde habe er hier keine mehr, zumindest lebten sie ebenfalls nicht mehr in der Ukraine. Das, worüber er sich wundert, unterscheidet sich in nichts von meinen Eindrücken – Spanien hat sein Leben

mittlerweile mehr geprägt, als die Kindheit und Jugend in der Ukraine. Und das nicht nur im Hinblick auf das Wetter. Heimat, das sei für ihn nun Spanien. Wir gehen eine Stunde lang durch den Regen spazieren, durch allerlei Gassen, vorbei an der Universität, und landen schließlich an der Georgskathedrale.

Als ich später an der Rezeption meinen Schlüssel hole, erhalte ich einen Brief. Er stammt von Maxim, den ich wenige Tage zuvor bei meiner Abreise aus Czernowitz kennen lernte. Mehrfach habe er versucht, mich anzurufen, aber ich sei nie in meinem Zimmer gewesen. Sein Brief enthält weder eine E-Mail-Adresse, noch eine Telefonnummer. Heute hat er die Stadt wieder verlassen.

## **Unterwegs durch Transkarpatien**

In der Nacht leide ich unter einem ausgesprochen leichten Schlaf. Stündlich werde ich wach, um die Uhrzeit zu überprüfen: Habe ich verschlafen? Ich verfluche diese Zwanghaftigkeit, der ich immer dann anheim falle, wenn ich früh morgens einen Zug erreichen muss, der nur einmal am Tag fährt. In der letzten Stunde bevor der Wecker ohnehin klingelt, wache ich schweißgebadet auf. Im Traum bin ich meinem Großvater begegnet. Ja, er lebte noch. Aber ganz anders sah er aus als auf dem Foto. Graue Haare, ein fröhliches Gesicht, sicher schon uralt. Nicht ich hatte ihn gesucht, sondern er mich. Und er fand mich in einer skurril eingerichteten Wohnung. Dort klingelte er zusammen mit einer Frau, die seine Urenkelin, aber auch seine Partnerin hätte sein können. Sie mir vorzustellen, hielt er für überflüssig. Da bist Du ja, meinte er völlig ungerührt und verschaffte sich Eintritt. Recht war mir das nicht, aber ich ließ es zu. Schon bald krabbelten Spinnen durch mein Wohnzimmer und knabberte ein schwarzer Panther an meiner Ferse ...

Die Rezeption hatte ich am Vorabend darüber informiert, dass ich früh abzureisen beabsichtige und bat darum, mir ein Taxi zu reservieren, da so zeitig noch keine öffentlichen Verkehrsmittel fahren. Ich sollte mir keine Sorgen machen, liest sie meine Gedanken, die davon ausgehen, dass im Leben kein Taxi kommen würde. Außerdem bekäme ich noch ein Lunchpaket, schließlich könne ich ja schlecht auf das Frühstück verzichten. Ob das Frühstücksdirektorium darüber unterrichtet war? Als ich meinen Alptraum einigermaßen verarbeitet und mich davon vergewissert habe, dass meine Ferse keinen Schaden genommen hat, stehe ich eine Viertelstunde vor der verabredeten Zeit im Foyer des Hotels. Der Portier liegt auf dem Sofa und schnarcht, dass es aus dem ganzen herrschaftlichen Treppenaufgang widerschallt. Schon klingelt an der Tür der Taxifahrer, der Portier schreckt aus seinem Tiefschlaf hoch, löst die Verriegelung der Tür, hält mich aber zurück, als ich mich bedanke und verabschieden möchte. Er deutet auf den Kühlschrank und nimmt eine volle Plastiktüte heraus: Mein Lunchpaket. Wer hätte das gedacht?

Das Taxi schwebt in atemberaubender Geschwindigkeit über die Pflasterstraßen und Tramschienen zum Bahnhof. Viel zu früh bin ich dort – habe ich schon meine Zwanghaftigkeit erwähnt? Auf den ersten Blick ist wenig los um diese Zeit. Die Halle ist fast menschenleer. Es gibt zwei Wartezimmer: Eines, das einen eher symbolischen Eintritt von 2 Hrywnia kostet, dafür aber über ein Internet-Café und ein edleres Geschäft verfügt. Kaum jemand nutzt es. Der andere Warteraum ist kostenlos zugänglich und völlig überfüllt. Die meisten schlafen noch, sie haben vermutlich die gesamte Nacht hier zugebracht. Gebeugte Leiber liegen auf Bergen von Gepäck, an der Café-Bar lehnen zwei junge Soldaten mit dunklen Ringen um die Augen und lesen Zeitung. Die Luft ist zum Schneiden und eine Heizung ange-

sichts dieser Menschenmengen wahrscheinlich auch im Winter entbehrlich. In der Empfangshalle rattert indes die alte Sowjetunion über die Abfahrtstafel: Moskau, Odessa, Kiew, Cherkov, St. Petersburg, Adler ...

Mein Zug nach Ungarisch Burg (Ungwar, Uschhorod) kommt aus bereits aus Odessa. Der unfreundliche Schaffner nennt mir die Platznummer sieben und ich suche sie im dunklen Wagen. Die meisten Fahrgäste schlafen noch, so dass ich mich nicht traue, die unzähligen Decken, Taschen, Beutel und Klamotten, die jene kleinen Metallschildchen mit der Nummer überdecken, zur Seite zu schieben. Eine freundliche, rundliche Frau, die sich nach meiner Nummer erkundigt, schickt mich selbstsicher ans andere Ende des Waggons. Es riecht nach Schweiß und Salami. Nackte Füße ragen weit in den Gang hinein. Die daran hängenden Passagiere grunzen kurz, wenn ich ihre Beine zur Seite schiebe, um vorbeizukommen, drehen sich aber schnell wieder um. Eine Nummer sieben gibt es hier nicht. Unverrichteter Dinge kehre ich wieder zurück, um festzustellen, dass mein Platz genau gegenüber der Rundlichen ist. Sie zuckt mit der Schulter. Auf einem der Gangplätze liegt eine noch viel rundlichere Frau, die beim Schlafen kaum Luft bekommt und immer wieder aufwacht. Ständig zieht sie die Nase hoch und bleibt schließlich sitzen. Ich traue mich nicht, ihr ein Päckchen Papiertaschentücher anzubieten, finde aber, sie könnte sie gut gebrauchen. Eine breite Speckfalte schiebt sich unter ihrem knallroten Frotteepullover, der ist ihr viel zu kurz ist, hervor.

Am 23. Oktober 1914 griff die 34. russische Infanteriedivision über Podbuž auf Turze aus, worauf die drei zum Schutze der rechten Flanke Tersztyanszys entsandten Kavalleriedivisionen im Stryjtal auf Isaje zurückgingen.

Pünktlich um 6:23 Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Als es hell wird, wachen die meisten auf und entwickeln hektische Aktivitäten, obwohl die Fahrt noch sehr lange dauern wird. Die Bettwäsche wird zusammengelegt und zum Schaffner gebracht. Dort stapeln sich die benutzten Leintücher bis auf den Gang. Viele kommen mit heißem Tee zurück, den sie irgendwo zwischen leeren Plastikflaschen, ihrem Gepäck und Mitreisenden abstellen und nicht selten dort vergessen. Nach und nach steigen sie unterwegs aus. Der Zug erreicht die Stadt Stryj und tuckert von hier aus entlang dem gleichnamigen, vom immer noch andauernden Regen braun gefärbten Fluss in die wolkenverhangenen Karpaten. Die Gebirgslandschaft wird mit jedem Kilometer idyllischer. Ganz anders als in den Städten und Dörfern, die ich bisher gesehen habe, wirken die traditionellen Holzhäuser der Bauern hier ausgesprochen gepflegt, nirgendwo liegen Abfälle herum, die Wege sind zwar nicht asphaltiert, aber ordentlich geschottert, was in den Bergen wahrscheinlich ohnehin die sinnvollere Alternative darstellt. Nur hier und da steht das Heu noch auf Holzgestellen zum Trocknen. Es dürfte wohl verschimmeln, wenn es nicht bald zu regnen aufhört. Die hügeligen Wiesen schimmern in einem saftigen Grün, die Wälder sind dicht bewachsen und machen nicht den Eindruck, als würden sie bewirtschaftet. Auf weiten Strecken ist kein einziges Zeichen erkennbar, das darauf hindeutet, dass hier einmal Sowjetunion war. Die Bahntrasse verläuft nun ein wenig oberhalb des Flüsschens Opir. Ganz in der Nähe befindet sich der Uschokerpass und das Städtchen Welykyj Beresnyj (Nagyberezna), in dessen

gebirgiger Umgebung mein Großvater einen beträchtlichen Teil des ersten Kriegswinters verbrachte.

10. Oktober 1914: Nur die Reiterei, die erste und die inzwischen über den Uzsokerpass nachgeschobene achte Kavalleriedivision, erhielt den Auftrag, über Drohobycz, Sambor und Stary Sambor aufzuklären und die Verbindung mit den Hauptstreitkräften herzustellen.

Immer kälter wird es im Zug, die wärmenden Menschen sind verschwunden, die Höhenmeter nehmen zu. Ich verwende eine der Matratzen, die eigentlich als Schlafunterlage gedacht ist, zur Isolation an der Fensterseite. Wenigstens zieht es jetzt nicht mehr. Bald verlässt der Zug die romantische Karpatenlandschaft und fährt wieder an den üblichen Industriebrachen vorbei, von denen niemand so genau sagen kann, ob sie noch in Betrieb oder bloße Ruinen sind. Von Munkatsch (Mukatschewo, Munkács) aus nimmt die Trasse den Umweg über Tschop, einen Verkehrsknotenpunkt an der Grenze zu Ungarn. Hier steigt Lena zu, die sich in dem fast leeren Zug ausgerechnet meinen Tisch aussucht und auch gleich zu reden beginnt. Ein Ausländer im Zug, dazu noch aus dem Westen, das findet sie reichlich exotisch. Sie kichert wie ein Schulmädchen vor sich hin und betastet meinen Arm, als ob sie sich vergewissern möchte, dass ich aus Fleisch und Blut bin. Deutsch habe sie in der Schule gelernt, berichtet sie stolz, und fängt auch gleich an, auf Deutsch zu zählen. Bei „drei“ verlässt sie jedoch das Gedächtnis. Der Schaffner unterbricht dankenswerterweise unsere Unterhaltung und verlangt nach Lenas Fahrschein. Sie zeigt ihm einen Tschernobyl-Ausweis, der den Opfern der Katastrophe vor allem freie Heilfürsorge gewähren soll. Er akzeptiert ihn erwartungsgemäß nicht; einen richtigen Fahrschein hätte sie lösen müssen. Konsequenzen hat das aber nicht, der Schaffner hat offenbar keine

Lust, sich auf den letzten Kilometern noch Ärger einzuhandeln. Lautstark weist mich die Schwarzfahrerin darauf hin, dass hinter uns im Waggon einige „Zigeuner“ saßen und beendet ihre Rede mit einem lauten „pssst“. Als hätte sie nicht selbst schon so laut gesprochen, das der ganze Wagen es hören konnte. Ich habe tatsächlich noch nicht viele Roma in der Ukraine gesehen. Anders als im restlichen Südosteuropa gehören sie – zumindest in Galizien und der Bukowina – nicht zum Straßenbild. Während der Schaffner den Zug bereits mit einem unangenehm riechenden Putzmittel auswischt, schleppen die in Lumpen Gekleideten Unmengen von Gepäck in löchrigen, überfüllten Taschen und Beuteln zum Ausgang.

## **Ungarisch Burg – Ungwar – Uschhorod**

Ungarisch Burg ist die Hauptstadt der Region Transkarpatien, der historischen Karpato-Ukraine. Sie liegt im Dreiländereck Ukraine – Slowakei – Ungarn. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges gelangte die Region als „Karpatenrussland“ zur neu gegründeten Tschechoslowakei, im Jahre 1938/39 wurde sie Ungarn, 1944 kurzzeitig wieder der Tschechoslowakei und nach Kriegsende der Sowjetunion zugeschlagen. Für Ungarn ist Transkarpatien schlicht das nordöstliche Oberungarn, etwa zehn bis fünfzehn Prozent der Bevölkerung sind Ungarn. Ob die Ukrainer, die hier die Bevölkerungsmehrheit bilden, tatsächlich als Ukrainer oder nicht doch eher als Ruthenen oder Russinen zu bezeichnen sind, ist umstritten. Schon diese Begriffsverwirrung beschreibt die schwierige territoriale Lage Transkarpatiens. Als Lena den Zug betrat, fragte sie mich, ob dieser nach „Ungwar“ fahre. Sie benutzte also die ungarische Bezeichnung, obwohl sie Ukrainerin ist und auch ukrainisch sprach. Ungarisch Burg – oder auch Ungstadt – ist, genauso wie Uschhorod, eine Übersetzung von Ungwar. Ung bzw. Usch

heißt der Fluss, an dem die Stadt gelegen ist. So weit, so kompliziert.

Der Bahnhof von Ungarisch Burg ist modern und blitzblank. Nur wenige hundert Meter entfernt liegt das Hotel mit dem hübschen Namen „Intourist-Zakarpattya“, in dem ich ein Zimmer reserviert habe. Die Buchung per Internet war eine längere Prozedur. Mir war daran gelegen, meinen Rucksack nicht durch die ganze Stadt tragen zu müssen, weshalb ich mir dieses Hotel aussuchte. Der ukrainische Fremdenverkehrsverband bietet auf seiner Homepage eine Online-Buchung an – eine Dienstleistung, die ich gerne in Anspruch nahm. Ich schrieb ihnen eine E-Mail und erhielt postwendend Antwort von Julia. Sie klärte mich über die komplizierten Reservierungs- und vor allem Stornierungsbedingungen sowie über merkwürdige Buchungsgebühren auf und empfahl ein Hotel in der Innenstadt, das vergleichsweise Mondpreise verlangt. Ihr Fazit zum Intourist-Hotel: “The hotel is of a Soviet type and can be not that nice.” Umso mehr bestand ich nun auf einer Buchung, die sie auch tatsächlich ausführte. Julia schrieb mir noch mehrere E-Mail, in denen sie dieses und jenes erfragte und bestätigte. Sehr freundlich, wohlgemerkt, aber eben auch ungewohnt umschweifig für eine einfache Hotelreservierung.

Feldmarschalleutnant Karg besetzte am 12. November 1914 zunächst die dem Uzsokpass vorgelagerten Höhen und zog sich am 14., als die Russen nachmittags nochmals zur Überflügelung ansetzten, auf den Paß zurück. Die Kräfte der Truppen verzehrten sich rasch, so daß sie dem russischen Drucke nicht allzu lange standhielten. Karg räumte am 17. den Pass und ging tags darauf auf die Höhen beiderseits vom Ungtal.

Das „Intourist-Zakarpattya“ – erwartungsgemäß ein realsozialistischer Betonklotz – liegt an der Kreuzung zweier vielbefahrener Straßen, etwa einen Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Hinter der Rezeption glitzert eine Bar und wird der Spielsalon von dubios aussehenden, stiernackigen Herren in schwarzer Kampfmontur bewacht. Eine schummrige Bar und eine wenig vertrauenserweckende Wechselstube runden den ersten Eindruck ab. Eine Überraschung ist jedoch die Einrichtung des Zimmers. Seit den siebziger Jahren wurde hier nichts verändert: Zum Teppichboden mit Bienenwachsmuster in Brauntönen passen die beigefarbenen Vorhänge. Auch die ockergelbe Sitzgarnitur und die braune Holzvertäfelung an der Rückwand des schlichten Bettes sind farblich bestens aufeinander abgestimmt. Zwei organefarbene Nachttischlämpchen im Siebziger-Design sowie ein in die Vertäfelung integriertes, uraltes Radio runden das Ganze geschmackvoll ab. Von dem geräumigen Balkon blickt man über eine Art Einkaufszentrum und eine offenbar neu errichtete Kirche, die auf keinem Stadtplan verzeichnet ist, auf die Innenstadt. Dahinter ragen die bewaldeten Hügel der Karpaten auf, über denen gerade der Nebel abzieht.

Der Regen legt heute Mittag eine kurze Pause ein. Es nieselt nur hin und wieder und ich nehme mir vor, jetzt so viel wie möglich zu sehen, bevor, wie die Wettervorhersage es angekündigt hat, am Abend erneut Dauerregen einsetzen soll. Mein Stadtspaziergang führt mich zuerst durch eine lange Lindenallee am Ung-Fluss. Auf mehreren Kilometern steht hier eine Sitzbank neben der anderen. Wenn es nicht so ungemütlich kalt und windig wäre, dürfte es hier fast mediterran zugehen. Dafür spricht überhaupt die ungewöhnliche Vegetation in der Stadt, in der viele exotische Pflanzen gedeihen. Alte Häuser verstecken sich hinter Weinranken. Die Ung ist nicht das Schwarze Meer, aber dennoch ist die Atmosphäre hier viel entspannter als in Galizien.

Weiter geht es hinauf auf das Schloss mit seiner Bastei. Im Innern zeigt ein Museum auf mehreren Stockwerken eine umfangreiche Sammlung transkarpatischer Volkskunst: Beindruckende, alphornähnliche Musikinstrumente und andere, die aussehen wie eine Rahmschleuder, aus der mehrere Seile herausragen. Volkstrachten und uralte Fotografien von Karpatenbewohnern, die ihrem Elend eben jene Trachten übergestreift haben, lassen den Besucher daran zweifeln, dass die Karpatenidylle aus der Fremdenverkehrswerbung jemals Realität war. Befremdend wirken auch die Aufnahmen fröhlicher Gesichter auf sowjetischen Bühnen anlässlich der Siegesfeier an irgendeinem neunten Mai. Die Sowjetmacht als Garant für den Erhalt der Tradition?

Das Freilichtmuseum neben dem Schloss ist ein unbedingtes „Muss“ für Touristen. Tatsächlich gibt es viel zu sehen. Wenn ich es schon nicht in die Dörfer der Karpaten schaffe, möchte ich mir doch wenigstens hier die für die Region charakteristische Holzarchitektur einmal näher ansehen. Die Häuser unterscheiden sich ganz erheblich von einander, je nachdem, welcher Volksgruppe sie entstammen. Neben

Ukrainern und Ungarn wird auch das ländliche Leben der Bojken, Lemken und Huzulen einzeln dargestellt. Höhepunkt des Skansens ist die Michaelskirche, die 1924 im nahen Munkatsch abgebaut wurde, um sie vor der Zerstörung zu bewahren. Erst im Jahre 1974 wurde sie original an dieser Stelle wiedererrichtet. Die geschnitzte Ikonostase lässt kaum vermuten, dass die Kirche noch keine zweihundertfünfzig Jahre alt ist. Jedes der zahlreichen Bauernhäuser ist zugänglich und wartet mit aufwändig drapierten Szenen aus dem vermeintlichen Alltag der Bergbauern auf. Bemerkenswert ist vor allem der immense Personaleinsatz: In jedem Haus erwarten mehrere Frauen die spärlich einrudelnden Besucher. Sie haben nicht nur die Aufgabe, nach dem Rechten zu sehen, sondern bieten alle möglichen Handarbeiten zum Kauf an.

Ukrainisch und Ungarisch wird im täglichen Leben der Stadt nebeneinander gebraucht. Die Besitzerin eines gemütlichen Cafés unterhalb des Schlosses ist – ebenso wie das Museumspersonal – ein schönes Beispiel dafür. Der ungarische Einfluss dürfte auch ein Grund dafür sein, dass Ungarisch Burg viel, viel westlicher wirkt, als beispielsweise Lemberg oder Czernowitz. Fast scheint es, als schirme der Karpatenbogen die Stadt von der restlichen Ukraine ab. Den letzten, wiederum verregneten Tag verbringe ich vor allem in sehr angenehmen Cafés in der kleinen Altstadt von Ungarisch Burg. Zu lange schon habe ich das Schreiben der Postkarten vor mir hergeschoben. Am Abend besuche ich die römisch-katholische Messe in ukrainischer Sprache. Anders als die erkonservative polnische Messe in Lemberg habe ich hier in der neobarocken St. Georgskirche fast heimatliche Gefühle. Die Kommunion wird im Stehen, nicht im Knien, entgegengenommen, der Ritus und die Lieder sind mir vertraut. Im Seitenalter wird der Heilige Johannes von Nepomuk verehrt und als Schlusslied singt die Gemeinde „Abba Ojczy“, das Lied des Weltjugendtages in

Tschenstochau. Den eingängigen Refrain habe ich schon oft gesungen: Beim letzten Besuch Johannes Pauls II. in seiner polnischen Heimat, bei einer Messe mit Primas Glemp in Tschenstochau an Mariä Aufnahme in den Himmel und am zweiten Todestag des letzten Papstes vor dem Erzbischöflichen Palais in Krakau. In Gedanken verabschiedete ich mich von der Ukraine und freue mich auf meine Heimreise.

## **Schengen beginnt in Oberdeutschendorf**

Der Erwerb der Fahrkarte für die Busreise in die Slowakei war am Vortag mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Obwohl eigentlich klar gewesen sein dürfte, was ich möchte, und ich die erforderlichen Angaben schließlich sogar in kyrillischer Schrift darlegte, schien die Verkäuferin mit der Tatsache überfordert, einen nicht Ukrainisch sprechenden Kunden zu bedienen. Sie kicherte in einem Fort. Schließlich bat sie einen Bekannten, der gerade am Kiosk einen Kaffee trank, um Hilfe. Er tat nichts anderes, als ihr vorzulesen, was auf meinem Zettel stand. Dann erklärte die Dame mir noch irgendetwas, das mit der Uhrzeit zu tun hatte und deutet auf die Abfahrtszeit, die auf der Fahrkarte steht: 6:40 Uhr. Ja, ja, denke ich, 6:40 Uhr, ich kann es ja lesen.

Das Ticket befindet sich in einer beschreibenswerten Schutzhülle: Ganz oben prangt die Aufschrift „Transportministerium der Ukraine“, darunter ist auf der linken Seite eine Weltkarte zu sehen, auf der die Ukraine in gelber Farbe hervorgehoben ist. Daneben ein hochmoderner, westlicher Reisebus. Pünktlich um 6:40 Uhr finde ich mich also am Busbahnhof ein, aber weit und breit sind nur die üblichen Kleinbusse für den Nahverkehr zu sehen. Auf der Abfahrts- tafel am Bussteig erscheint meine Verbindung zwar, allerdings ist hier, anders als auf dem Ticket und anders als im

Fahrplan, die Abfahrtszeit 7:40 Uhr vermerkt. Das also wollte mir die Verkäuferin gestern erklären, die Abfahrtszeit im Ticket richtet sich nach Mitteleuropäischer Sommerzeit, nicht nach ukrainischer Zeit. Nun gut, dann warte ich eben eine Stunde.

Zu meiner Enttäuschung kommt kein westlicher Reisebus, wie das Deckblatt meiner Fahrkarte suggeriert, sondern ein uralter, klappriger und vor allem unbeheizter Bus, der noch aus der Zeit vor der Unabhängigkeit stammen dürfte. Die Reisenden ergehen sich in unruhigen Gesprächen um Wechselkurse zwischen der Hrywnia und der Krone. Die Grenze zur Slowakei befindet sich kurz hinter der Stadt. Als wir aus Ungarisch Burg herausfahren, erkundigt sich eine lebhaft, blonde Frau, etwa fünfzig Jahre alt, ob wir bereit seien, für sie jeweils eine Stange Zigaretten mitzunehmen. Eine Stange pro Person sei legal, versichert sie. Ich kenne dieses Verfahren noch aus der Zeit, als Polen noch nicht zu Schengenland gehörte, und nehme eine Stange zu meinem Gepäck. „Hoffentlich müssen wir nicht alle rauchen, um zu beweisen, dass wir die Zigaretten auch wirklich zum Eigenbedarf mitnehmen“, sorgt sich scherzhaft ein mitreisender Nichtraucher.

Kurz vor der Grenze hält der Bus am letzten Laden, in dem es das für Wohlstandsgrenzen übliche Warensortiment gibt. Vor dem Geschäft warten dubiose Herren mit Geldscheinen in den Händen auf wechselwillige Kunden. Alle, bis auf mich, steigen aus. Drei slowakische Wanderer, die einzigen weiteren wirklichen Touristen, decken sich noch günstig mit Wodka ein. Ein verzweifelter Radfahrer kommt auf den Busfahrer zu. Er sei an der Grenze zurückgewiesen worden, weil hier nur Fußgänger und Kraftfahrzeuge passieren dürften. Diese Vorschrift existiert natürlich nicht. Vermutlich war er nicht bereit, individuelle Bedingungen für den Grenzübertritt auszuhandeln. Der Busfahrer zögert nicht

lange, packt das Fahrrad in den Gepäckraum und der Radfahrer wird für die nächsten hundert Meter Busreisender. Der Service ist umsonst – Solidarität gegen das Grenzregime.

Der Radfahrer scheint ein komischer Kauz zu sein. Er nimmt unmittelbar hinter mir Platz und redet ununterbrochen. Im Irak und in Syrien sei er schon gewesen, auch in Zentralasien, in den absurdesten Staatsgebilden, die aus der zerfallenen Sowjetunion entstanden seien. Nirgendwo hätte er mit seinem Fahrrad Probleme beim Grenzübertritt gehabt. Als die blonde Frau auch ihn bittet, eine Stange Zigaretten zu schmuggeln, lehnt er wortreich und entrüstet ab. Er wolle nicht noch mehr Ärger mit den Beamten haben. Ich spüre die Luftbewegung, die durch sein wildes Gestikulieren entsteht. Ein Bekannter der Schmugglerin setzt sich neben ihn und redet in aller Seelenruhe auf ihn ein. Mit seiner sonoren und beruhigenden Stimme gelingt es ihm, den Radler milde zu stimmen. Als er ihm schließlich einen heißen Kaffee holt, willigt dieser ein und nimmt ebenfalls die Zigaretten an sich.

Die Nervosität wächst. Unruhig rutschen alle auf ihren Sitzen hin und her. Als der ukrainische Beamte durch den Gang läuft und die Pässe einsammelt, ist es mucksmäuschenstill im Bus. Fast ehrfürchtig starren die Passagiere vor sich hin, um nicht in das Gesicht des jungen, uniformierten Grenzlers blicken zu müssen. Nach einer halben Stunde kommt er zurück und händigt die Pässe der blonden Frau aus, die sie dann an alle Reisende verteilt. Nur einer erhält seinen Pass nicht zurück – ich. Bis dahin ließ mich die Aufgeregtheit der anderen kalt, allmählich werde auch ich nervös. Mein Pass ist verschwunden. Kurz bevor die slowakischen Kontrolleure den Bus betreten, kommt einer der Wanderer auf mich zu gibt mir meinen Pass. Die Frau hatte da irgendwas verwechselt und er hat es erst jetzt gemerkt. Erleichterung.

Die Slowakei gehört zur Europäischen Union, da wird die Kontrolle schon nicht so hart werden, davon bin ich fest überzeugt. Dass meine Innenperspektive mehr als naiv ist, soll ich in den kommenden Stunden feststellen. Was ich ausgeblendet habe, ist die Tatsache, dass ich in einem ukrainischen Bus mit ukrainischen Reisenden unterwegs in den Westen bin. Dass ich EU-Bürger bin, nutzt mir dabei gar nichts: Zuerst wiederholt der slowakische Grenzschutz dieselbe Prozedur der Passkontrolle. Nur dauert das Ganze jetzt doppelt so lang wie bei seinen ukrainischen Kollegen. Den Gesichtern meiner Mitreisenden ist zu entnehmen, dass ich mich mit der Annahme, das sei alles gewesen, gewaltig im Irrtum befinde. Nun kommt der Zoll: Jeder Passagier hat den Bus zu verlassen und sämtliches Gepäck, auch die großen Koffer und Taschen aus dem Stauraum zur Durchsuchung zu bringen. Die slowakischen Grenzanlagen sind nagelneu. Durch eine Automatiktür betritt man einen langgezogenen Raum, der von einer großen, tresenartigen Ablagefläche aus Edelstahl durchzogen ist. Der metallische Glanz, die Glastüren, die weißen, schmucklosen Wände – alles erinnert an einen sterilen Operationssaal oder gar an die Räume der Pathologie. Jedes Gepäckstück wird nun – natürlich im Beisein aller – auf den Kopf gestellt und bis auf die letzte schmutzige Unterhose ausgeräumt. Wie mag das Plakat, das dazu auffordert, Geldbeträge über zehntausend Euro zu deklarieren, wohl auf meine Mitreisenden – fast alle lokale Grenzgänger, bestenfalls Kleinkriminelle – wirken? Noch einmal werden die Pässe kontrolliert, einbehalten und später im Bus wieder verteilt. Etwa drei Stunden dauerte die gesamte Grenzprozedur. Diese Festung ist der Preis für den Wegfall der Grenzkontrollen von hier bis zum Atlantischen Ozean.

Als ich der Blondin während der Weiterfahrt die Zigaretten zurückgeben will, lehnt sie lächelnd ab: Noch nicht, später.

Ordentlich asphaltierte Straßen und befestigte Bürgersteige belegen schon in Oberdeutschendorf (Vyšné Nemecké, Felsőnémeti), dem ersten Ort hinter der Grenze, wie weit die Ukraine am Rande Europas liegt. Auch wenn ich noch nie zuvor in der Slowakei war, der Blick aus dem Busfenster hat etwas Vertrautes. Ein angenehmes Gefühl. Auf der Europastraße Nr. 50, die Frankreich mit dem russischen Machtschkala in Dagestan verbindet, geht die Fahrt durch eine reizvolle und abwechslungsreiche Landschaft. Durch das Ostslowakische Tiefland, vorbei an einem riesigen Stausee aus den sechziger Jahren, dem Zemplínska šírava, halten wir kurz in Großmichel (Michalovce, Nagymihály). Von weitem erspäh man am Stadtrand eine Roma-Siedlung, die so ärmlich wirkt wie die Fernsehbilder von Slums in Südamerika. Weiter geht die Reise durch das Topla-Tal, über den Dargovpass und das Sovarer Gebirge.

Etwa fünfzehn Kilometer vor Kaschau (Košice, Kassa) winkt eine Zollstreife den Bus in eine Nothaltebucht. Wieder eine Passkontrolle, kritische Blicke in den Gepäckraum, Überprüfung der Fahrzeugpapiere. Das Handgepäck wird gewissenhaft kontrolliert und wieder tun die Zöllner so, als fielen ihnen die zwar legal mitgeführten, aber doch offensichtlich geschmuggelten Zigarettenstangen nicht auf. Erst am Ortsschild von Kaschau löst sich die Nervosität. Die Blonde ist zu Scherzen aufgelegt, bedankt sich bei jedem Einzelnen und sammelt ihre Zigaretten wieder ein.

Die Hoffnungen des Generals der Kavallerie Pflanzner-Baltin auf Verstärkung zerrannen, als die Russen vorzustürmen begannen. Der Armeegruppenführer erhielt nur die achte Kavalleriedivision der zweiten Armee, deren erste Transporte am 23. März 1915 von Nagymihály abrollten.

Gerade noch rechtzeitig erreiche ich den Budapest-Warschau-Express, der mich von Kaschau nach Krakau bringen soll. Das Zeitpolster von zwei Stunden, das in meiner Reiseplanung vorsorglich zum Umsteigen vorgesehen war, ist auf fünf Minuten geschrumpft. Das Bahnhofsgebäude in Kaschau ist zwar auch eine realsozialistische Errungenschaft, es wirkt jedoch weit weniger einschüchternd, als Relikte dieser Zeit, die in der Ukraine noch zu besichtigen sind. Es erinnert mich eher an Schulgebäude meiner Jugendzeit in Westdeutschland. Meine ukrainischen Mitreisenden mit ihren rot-blau karierten Flüchtlingstaschen fallen hier, zwischen den vielen Outdoorjacken und Gepäckrollen, richtig auf. Auch im Zug herrscht eindeutig Westen: Höfliche Menschen, die beim Betreten der gepflegten Abteile grüßen und das mitgeführte Gepäck auf ein vertretbares Maß zu beschränken wissen. Die Bahnfahrt führt bis zur polnischen Grenze durch eine scheinbar menschenleere Gegend. In Eperies (Prešov, Eperjes) steigen die meisten aus, danach ziehen die öden, regenverhangenen Bergrücken des Čergov-Gebirges am Zugfenster vorbei. Dass der Zug bereits auf polnischem Territorium fährt, merkt man nur an den Straßenschildern – eine Grenzkontrolle findet nicht mehr statt. Erst in Piwniczna-Zdrój, einem hübschen Kurort in den Sandezer Beskiden, erwarten schon unglaublich viele polnische Reisende auf dem Bahnsteig den Zug. Sechs Männer um die sechzig kommen in mein Abteil. Zwei von ihnen müssen sich einen Sitz teilen, sie wollen aber unbedingt als Gruppe zusammen bleiben. Nach wenigen Minuten packen sie Würste, Brot, Gurken und Butter aus. Im Nu verwandelt sich der ganze Waggon – ich fühle mich an einen Herrentag in Brandenburg erinnert – in ein großes Ge-lage. Wodka darf natürlich nicht fehlen. Laut geht es zu, zudringlich und die Gespräche werden von Glas zu Glas immer schlüpfiger. Einer von ihnen sieht aus wie Lech Wałęsa und erzählt einen Witz nach dem anderen. Es geht

meist recht tief unter die Gürtellinie, auch wenn ich nicht alles verstehe.

Das Heer hatte am 16. September 1914 seine Stellungen am San aufzugeben um mit der 2. Armee hinter den Duklapass, mit den anderen Armeen hinter die Biała und den Dunajec auszuweichen.

Ich vertiefe mich aus lauter Verlegenheit in mein Buch und gebe den Fremden, der kein Wort versteht. So vergeht viel Zeit. Durch das auch im Regen wildromantische Tal der Popper (Poprad) geht es bis zur Mündung in den Dunajec bei Neu Sandez (Nowy Sącz). Dort folgt der Zug dem Verlauf der Biała bis nach Tarnau (Tarnów). Zwei der Herrschaften sind bereits eingeschlafen. Ich verabschiede mich in Krakau (Kraków) mit einem längeren, ausgesprochen höflichen Satz, den ich mir schon die ganze Reise über zu rechtgelegt hatte und freue mich über die erstaunten Gesichter der Männer, die nun vermuten, dass ich jede ihrer Anzüglichkeiten auch verstanden hätte.

Krakaus Altstadt ist bezaubernd im nächtlichen Regen. Ein Essen in meinem Lieblingsrestaurant, ein Spaziergang über den Tuchmarkt und ein Bier vom Kiosk. Hat Stasiuk mit seiner Behauptung Recht, dass der Kern Europas in Babadag und nicht in Krakau liegt?

Die Zitate stammen aus:

*Österreichisches Bundesministerium für Heereswesen / Kriegsarchiv (Hg.). Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918. Verlag der Militärwissenschaften, Wien, 1929, acht Bände.*

Es handelt sich um Auszüge der Heeresberichte über den Kriegseinsatz der Einheiten, denen das Siebente Böhmisches Dragoner-Regiment meines Großvaters unterstellt war.